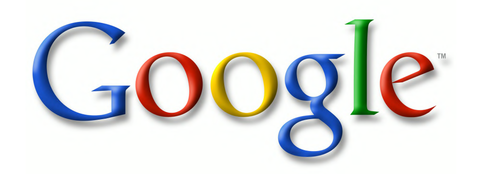
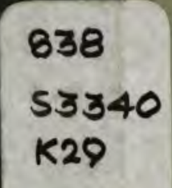
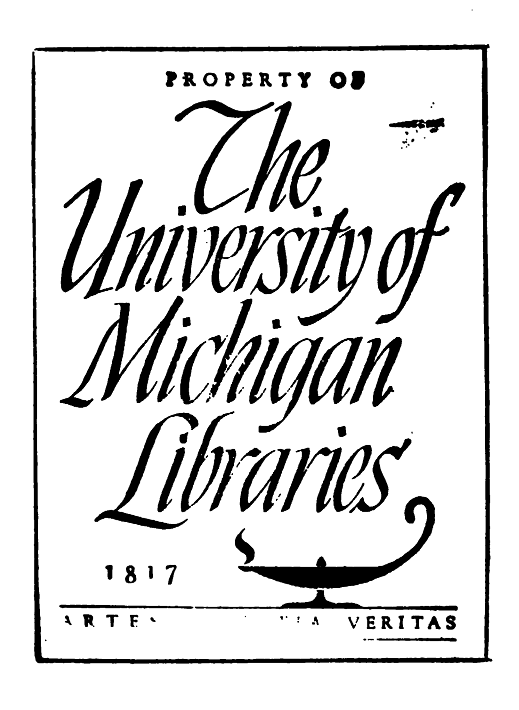
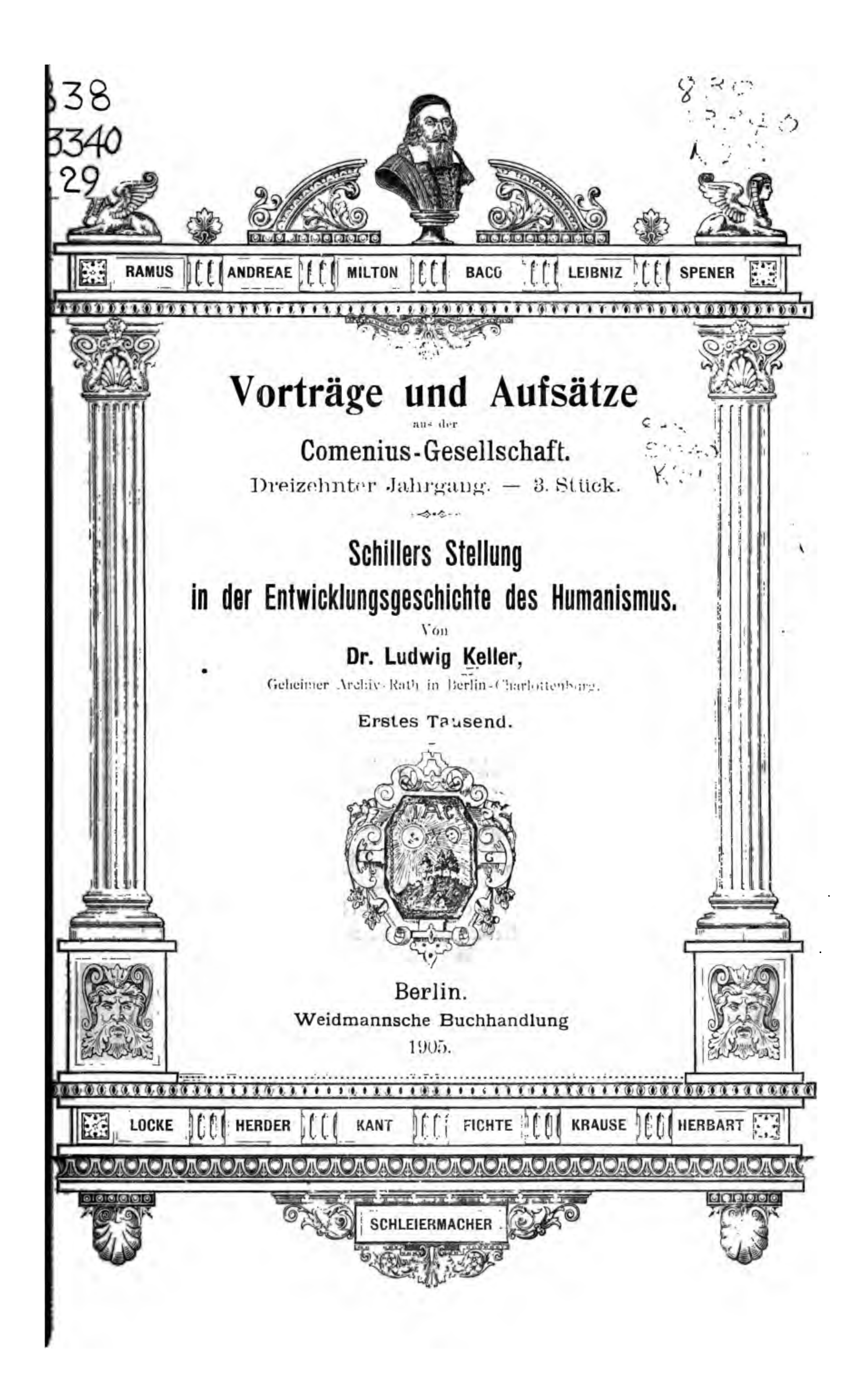



838
S3340
K29


PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Vorträge und Aufsätze

aus der

Comenius-Gesellschaft.

Dreizehnter Jahrgang. — 3. Stück.

Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus.

Von

Dr. Ludwig Keller,
Geheimer Archiv-Rath in Berlin-Charlottenburg.

Erstes Tausend.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung
1905.

Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung.

Gestiftet am 10. Oktober 1892.

Gesamtvorstand der C. G.

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller**, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Carlottenburg.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz (Kreis Guben).

Mitglieder.

Direktor Dr. **Begemann**, Charlottenburg. Pastor **Bickerich**, Lissa (Posen). Prof. **W. Bötticher**, Hagen (Westf.). Graf **Stanislaus zu Dohna**, Dr. phil. u. Hauptmann a. D. in Berlin. Stadtbibliothekar Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Professor **G. Hamdorff**, Malchin. **Herm. Heyfelder**, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. Br. Professor Dr. **Karl Hilty**, Bern. Professor Dr. **Hohlfeld**, Dresden. **W. J. Leendertz**, Prediger, Amsterdam. Banquier **Rud. Molenaar**, Berlin. Professor Dr. **Fr. Nippold**, Jena. Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Bamberg. Dr. **Rein**, Professor an der Universität Jena. Direktionsrat a. D. **v. Schenckendorff**, M. d. A., Görlitz. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. **Karl Schneider**, Berlin. Geh. Hofrat Prof. Dr. **B. Suphan**, Weimar. Univ.-Professor Dr. **von Thudichum**, Tübingen. Dr. **A. Wernicke**, Direktor der städt. Oberrealschule und Prof. der techn. Hochschule, Braunschweig. **W. Wetekamp**, Realgymn.-Dirigent, Berlin-Schöneberg. Prof. Dr. **Wolfstieg**, Bibliothekar d. Abg.-H., Berlin. Prof Dr. **Wychgram**, Direktor d. Augusta-Schule, Berlin. Dr. **Jul. Ziehen**, Ober-Studiendirektor, Berlin-Wilmersdorf. Prof. D. **Zimmer**, Direktor des Ev. Diakonie-Vereins, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer **R. Aron**, Berlin. **J. G. Bertrand** Rentner, Berlin-Südende. Dr. **Wilh. Bode**, Weimar Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Prof. **H. Fechner**, Berlin. Geh. Regierungs-Rat **Gerhardt**, Berlin. Geh. Regierungs-Rat Dr. **Moritz Heyne**, Professor an der Universität Göttingen. Oberlehrer Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Pastor D. Dr. **Kirmss**, Berlin. Chef-Redakteur **v. Kupffer**, Berlin. Dr. **Loeschhorn**, Samter (Posen). Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. Univ.-Professor Dr. **Natorp**, Marburg a. L. Stadtbibliothekar Dr. **Nörrenberg**, Düsseldorf. Rektor **Rissmann**, Berlin. Stadtbibliothekar Dr. **Ruess**, Augsburg. Geh. Hofrat Dr. **E. v. Sallwürk**, Oberschulrat i. Karlsruhe. Bibliothekar Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Archivrat Dr. **Schuster**, Charlottenburg. **Slaměnik**, Bürgerschul-Direktor, Prerau. Dr. **Hermann Türck**, Jena. Verlagsbuchhändler Dr. **Ernst Vollert**, Berlin. Dr. **Fr. Zollinger**, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.**, Berlin C. 2, St. Wolfgangstraße.

Geschäftsstelle für den Buchhandel:

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW.

Schriften der Comenius-Gesellschaft:

1. **Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 Mk.) erhalten alle periodischen Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 Mk. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 Mk.) erhalten nur die wissenschaftliche Zeitschrift (Monatshefte der C. G.).
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 Mk.) erhalten nur die Comenius-Blätter.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Vorwort.

Friedrich Schiller lebt in der Erinnerung der deutschen Nation keineswegs bloss als Dichter, sondern zugleich als gewaltiger Vorkämpfer der Freiheit, zumal der *Geistesfreiheit*, und als dichtender Kämpfer und kämpfender Dichter ist er zum Herrscher über die Geister geworden. Gerade darin liegt der einzigartige Reiz dieser grossen geschichtlichen Erscheinung, dass sich im Geiste dieses Mannes die vollendete dichterische Form mit tiefer philosophischer Einsicht in einer mächtigen Persönlichkeit vermählen: in ihm sind die *Schönheit*, die *Weisheit* und die *Stärke*, die sonst getrennt in dem Einzelnen aufzutreten pflegen, in wunderbarer Einheit zu grösster Wirkung verbunden.

Unter diesen Umständen ist doch gerade hier die Frage von erheblichster Wichtigkeit, an welchen Quellen Schiller die Weisheit geschöpft hat, jene Weisheit, die für ihn zu einer Schule der Kunst geworden ist, zu einer *Lebenskunst*, die ihn zum Meister edler Menschlichkeit und zugleich zu ihrem Propheten und Verkünder gemacht hat.

Man hat sich die Antwort auf diese Frage bisher sehr leicht gemacht: Schiller war *Kantianer* sagt man, und was er von philosophischen Überzeugungen besessen hat, hat er von Kant entnommen. Man übersieht, dass Schillers philosophische Entwicklung im wesentlichen abgeschlossen war, als er Kants Schriften näher kennen lernte, und dass er, so vielfach er sich auch mit Kants Ideen berührte, in manchen wichtigen grundsätzlichen Fragen ebenso wie Herder und Goethe ein Gegner Kants gewesen und geblieben ist.

Der Weg, auf dem die Lösung dieser bisher völlig unzureichend beantworteten Frage gesucht werden muss, wird uns von Schiller selbst vorgezeichnet. Er schreibt am 23. November 1800 die merkwürdigen Worte: „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden, ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen.“ Und wenn er dann an derselben Stelle hinzufügt, „seine Bekanntschaften seien auch die Geschichte seines Lebens“, so trifft das ebensowohl in Bezug auf die Schicksale seines äusseren Lebens, wie bezüglich der Entwicklung zu, welche seine Seele auf dem Wege innerer Vollendung genommen hat.

Dem in den obigen Worten gegebenen Hinweise folgend, haben wir in der vorliegenden Schrift den Versuch gemacht, Schillers Philosophie und Weltanschauung im Zusammenhang mit der Weltansicht seiner Freunde zur Darstellung zu bringen, und die Ergebnisse sind, wie uns scheint, merkwürdig genug.

Berlin-Charlottenburg, am 28. März 1905.

Ludwig Keller.



Schillers Stellung

in der

Entwicklungsgeschichte des Humanismus.

Von

Ludwig Keller.

Verschlossen, verschüchtert, von strenggläubigen Anschauungen erfüllt, erzogen von einem Vater, der die unterwürfige Ehrerbietung, wie sie das Zeitalter des Absolutismus gegen alle Höherstehenden forderte, dem Sohn übermittelt hatte, war Friedrich Schiller zu Beginn des Jahres 1773 in die Fürstenschule auf der Solitude eingetreten. Seine für Freundschaft und Liebe so empfängliche Seele vermißte jeden innigeren Anschluß an gleichstrebende Genossen und der Verkehr mit den Soldatensöhnen, die der launenhafte Fürst in seine militärische Pflanzschule gepreßt hatte, schien lediglich geeignet, die bisherigen Ansätze einer verkehrten Erziehung in dem vereinsamten und verängstigten Jüngling weiter zu entwickeln und auszubilden. Der junge Schiller hatte frühzeitig den Wunsch gehegt, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und im Hinblick auf diesen Lebensplan hatte er seit 1769 wiederholt das sog. Landexamen bestanden. Auf dem hier eingeschlagenen Wege bewegten sich auch in den ersten Jahren seines Aufenthalts in der Fürstenschule seine Gedanken und Gesinnungen.

Wie in Vorbereitung auf den ihm noch immer vorschwebenden geistlichen Beruf veranstaltete er, so jung er war, mit den Mitschülern Andachtsübungen und ergoß seine Seele in inbrünstigen Gebeten. An den Heldengestalten des Alten Testaments versuchte er zuerst seine poetische Gestaltungskraft, und der Beifall, den er hiermit bei seinen Religionslehrern wie bei der Mehrzahl der näheren und entfernteren Verwandten fand, war durchaus geeignet, ihn auf diesem Wege zu bestärken. Wir besitzen aus diesen Jahren eine Aufzeichnung unter dem Titel „Morgengedanken", die für Schillers damalige Gemütsverfassung und für seine Religions-Anschauungen kennzeichnend ist. Es heißt darin u. a. „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz, Gott Du weißt's, und rang nach himmlischer Erleuchtung von Dir. O, da fiel oft ein wohltätiger Strahl von Dir in die umnachtete Seele; ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohltätig zurückzog. Sei noch ferner bei mir, mein Gott und Vater, denn die Tage sind da, wo die Toren auftreten und sprechen in ihren Herzen: Es ist kein Gott! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. . . . Ach, mein Gott, so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Flut strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erschall auch dies Herz, daß es fähig sei, Dich, o Gott, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen. — Denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum, hab' ich Jesum, so hab' ich Gott, hab' ich Gott, so hab' ich alles. Sollte ich mir durch die Weisheit der Welt, die Torheit ist vor Dir, mein Gott, dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Trost rauben lassen? Nein, wer die Wahrheit haßt, sei mein Feind, und wer sie mit einfältigem Herzen sagt, den umarme ich mit Bruderfreuden." Die Morgengedanken schließen mit dem Entschluß, zur Kirche zu gehen, deren Glocken ihn herbeilocken, um sich im Bekenntnis zu befestigen und in der Wahrheit zu stärken.

Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast und der

Unglaube zu meiner Linken spottet — kann man es deutlicher zum Ausdruck bringen, wie gewaltig in jenen Jahren die geistigen Mächte der Zeit um den Besitz dieser hochbegabten Seele stritten? Die Autorität des Elternhauses und der Lehrer und die allzeit mächtige Tradition hatten den Jüngling auf die Seite der kirchlichen Rechtgläubigkeit geführt und die Umgebung, in der er in dem Augenblicke stand, wo er das obige Bekenntnis aufzeichnete, hielt ihn mit starken Banden auf dieser Seite fest. Da geschah das Unerwartete: im Laufe weniger Jahre hatte der heranreifende Dichter die Fesseln zerrissen und was noch wunderbarer war, aus dem zaghaften, geängstigten, demütigen Jüngling war ein junger Mann von sicherem, offenem und selbstbewußtem Wesen und ein Charakter von unbeugsamer Gesinnung und glühendem Freiheitsdrange geworden, ein junger Mann, der eine lang zurückgehaltene Entwicklung mit Riesenschritten nachholte, und der in raschem Anlauf eine Klarheit und Festigkeit seiner gesamten Anschauungswelt erreichte, die späterhin wohl eine Ergänzung und Vertiefung, keineswegs aber eine Erweiterung oder Umgestaltung erfahren hat.

Es ist, als ob wir in die ersten entscheidenden Abschnitte der Seelenkämpfe, die die Geburt des neuen Schiller begleiteten, versetzt würden, wenn wir die Selbstbekenntnisse lesen, die er in den „Briefen Julius an Raphael“ hinterlassen hat.[1])

„Was hast Du aus mir gemacht, Raphael“[2]), schreibt Schiller-Julius im Oktober eines nicht näher bezeichneten Jahres, das sich aber als das Jahr 1778 feststellen läßt. „Was ist seit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! . . . Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe oder Deine zarte Pflanzung ist dahin. . . . Die Grundpfeiler Deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die Du bautest, stürzen ein und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.“

„Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte . . . , da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten,

---

[1]) Diese Jugendbriefe hat Schiller in die im Jahre 1786 veröffentlichten „Philosophischen Briefe“ eingereiht. Es sind Selbstbekenntnisse, die unter dem Eindruck erlebter Dinge und Empfindungen niedergeschrieben sind. (Sämtliche Werke, hrsg. von Goedeke IV, 31 ff.) Wir kommen darauf zurück.

[2]) Sämtliche Werke herausgegeben von Goedeke IV, 31 ff.

da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing . . . Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab . . . Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen . . . Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung . . . Ich war ein Gefangener. Du hast mich hinausgeführt an den Tag, das goldene Licht und das unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen, Du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. . . . Raphael schnitt alle Bande der Übereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne . . . Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen. Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrat für meinen Durst nach Erkenntnis! . . . Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihn wie ein Blitz in der Nacht . . . Ersetzt mir Deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn Du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest Du mich der Erde entführen? Wenn Du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest Du die ruhige Unschuld Deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf? . . . . Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen toten Palast auf die Stelle gegründet . . .“

Die gewaltige Umwälzung der gesamten Denkart, die in diesen ergreifenden Worten geschildert wird, ist für die Geistesgeschichte des Mannes, der sie niederschrieb, von grundlegender Bedeutung geworden. Schon dadurch beansprucht sie die Teilnahme aller derer, die an dem Entwickelungsgang dieser großen Seele Interesse nehmen. Aber ihre Bedeutung geht über den Wert eines interessanten psychologischen Problems weit hinaus; denn diese Wendung Schillers hat die gesamte, von seinen Ideen berührte Welt für große geschichtliche Zeiträume mitbestimmt und mitbeeinflußt. Jene

Wandlung, von der die obigen Bekenntnisse Zeugnis geben, ist dadurch, daß sie sich eben in Schillers Seele vollzog, ein grundlegendes Ereignis der neuzeitlichen Geistesgeschichte geworden.

Wir lassen die Frage nach Wesen und Ursprung des neuen Gedanken-Systems, das Schiller hier als „Palast der Weisheit" oder als „das goldene Licht" bezeichnet, das ihn in einen „Bürger des Universums" verwandelt hat, einstweilen auf sich beruhen. Wichtiger und für das Verständnis der entscheidenden Wendung notwendig ist zunächst die Klarstellung der Frage, welche geistigen Kräfte es gewesen sind, unter deren Mitwirkung Schillers Entschließungen sich vorbereitet und vollzogen haben und ob an die Stelle des geschlossenen Gedanken-Systems der Kirche, das er damals verließ, ein neues geschlossenes System getreten ist, das imstande war, einen selbständig prüfenden Geist wie Schiller dauernd festzuhalten. Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, die gesamte geistige Atmosphäre, in der der junge Feuergeist heranwuchs, etwas genauer zu betrachten.

Man hat es sich bisher im allgemeinen sehr bequem gemacht, die Wandlung, die etwa in den Jahren 1778 bis 1781 in Schillers Denkart eingetreten ist, zu erklären. Schiller hat damals, wie man weiß, Rousseaus Schriften gelesen; er hat auch aus Shaftesburys, Lockes, Lessings, Herders und Goethes Schriften viel gelernt. Gewiß, diese Schriften haben großen Einfluß geübt, aber Schiller sagt selbst in den obigen Briefen ganz deutlich und klar, daß nicht irgend welche Bücher, die doch immer nur tote Prediger sind, sondern das lebendige Wort treuer Freundschaft für ihn die Pforten einer neuen Gedankenwelt geöffnet hat. Mag dies lebendige Wort auch durch gedruckte Werke unterstützt worden sein, so ist doch gewiß, daß wir Schillers eignes Zeugnis in erster Linie als Richtschnur betrachten müssen.

Man pflegt heute für Wesen und Eigenart eines Menschen neben seiner Naturanlage in erster Linie das Milieu, wie man sagt, verantwortlich zu machen. In der Tat ist die Umgebung, in der der Einzelne heranwächst, die freundlichen und abstoßenden persönlichen Berührungen, in die er tritt, schon deshalb die erste Ursache seiner Wesensgestaltung, weil erst durch diese Umgebung die Literatur, die der Einzelne liest, an ihn herangebracht zu werden pflegt. Und was auf die Gestaltung der Denkart zutrifft,

das gilt noch mehr von der Ausbildung des Charakters; Bücher, auch die geistvollsten, sind es nicht, die eine verschüchterte, unterwürfige Natur zu einem selbstbewußten, freiheitsdurstigen Mann umschaffen; sie sind es nicht, die ein verschlossenes und verbittertes Gemüt für Freundschaft und Hingabe erschließen und damit die edelsten und reinsten Kräfte der Seele erst in Wahrheit entbinden.

Wenn bei den Taten der Menschen, auch bei den Taten eines Schiller, neben der poetischen oder sonstigen Anlage, lediglich das aus Büchern erlernbare Wissen es wäre, was den Erfolg verbürgt, wie die Buchgelehrten behaupten, so wäre freilich der Hinweis auf die wertvollen Bücher von Rousseau, Shaftesbury u. s. w., die Schiller gelesen hat, vollständig ausreichend. Aber nicht das Buchwissen ist es, aus dem die großen Taten sprießen, sondern die Gesinnung ist es, die sie schafft; mögen die Bücher auch gut dazu sein, kluge Köpfe zu bilden, so genügen sie doch nicht, um aus kenntnisreichen Gelehrten tapfere Männer zu machen, die das Leben zu meistern imstande sind. Der Schiller, der einst die „Morgenandacht“ niederschrieb, wäre auch durch die besten Bücher niemals der Held der geistigen Befreiungskämpfe und der Erzieher seines Volkes geworden, der er tatsächlich geworden ist.

Aus der militärischen Pflanzschule, die der kinderlose Herzog Karl Eugen im Jahre 1770 auf Schloß Solitude errichtet hatte, war seit der Zeit, wo unbekannte Erwägungen den Herzog zur Verschmelzung seiner Anstalt mit der älteren „Académie des arts“ und zur Schaffung einer Art Hochschule unter dem Namen Akademie bestimmt hatten, ein höchst eigenartiges Gebilde geworden, eine hohe Schule, die, so groß auch ihre Schwächen und Mängel sein mochten, doch den Vorteil vor den Universitäten voraus hatte, daß ihr Lehrkörper wie ihre Studentenschaft nicht unter den damals überall maßgebenden Einflüssen scholastisch-philosophischer Überlieferungen stand und daß trotz des Verbotes staatlich und kirchlich mißbilligter Literatur infolge besonderer Umstände die neuzeitlichen Geistesströmungen hier leichter als an den Universitäten dauernde Verbreitung fanden.

Dazu hatte ihre Entstehungsgeschichte der Anstalt einen anderen Charakter gegeben, als ihn die Universitäten besaßen: seit dem Jahre 1773, wo die Verschmelzung mit der Akademie

der Künste eingetreten war, hatten die Lehrer wie die Studierenden der Baukunst, der Bildhauerei, der Musik, der Malerei und der Technik einen neuen Geist in die Akademie gebracht und man braucht nur an die Tatsache zu erinnern, daß junge Bildhauer wie Dannecker und Musiker wie Zumsteeg und Streicher zum innigsten Verkehrskreise des jungen Mediziners Schiller gehörten, um sich zu vergegenwärtigen, was dieses Element der Akademie für Schillers geistige Entwicklung bedeutet hat.

Die bis dahin im Lande vorherrschenden Mächte, nämlich die durch die Landstände vertretene Geistlichkeit und Ritterschaft, übersahen sehr wohl, was eine ihrem Einfluß entzogene hohe Schule für die geistige Entwicklung bedeuten konnte, und nichts ist kennzeichnender für die in dem aufgeklärten Despotismus einerseits und in dessen oligarchischen Gegnern anderseits herrschenden Tendenzen, daß Ritterschaft und Prälaten gerade wegen der herzoglichen Akademie in einen scharfen Konflikt mit der Regierung gerieten. Die Stände erkannten sehr wohl, daß der Herzog sich mit Hilfe dieser Hochschule einen Militär- und Beamtenstand erziehen wollte, der die Ansichten seines Fürsten teilte, und sie haben nicht aufgehört, die Akademie so lange für „verfassungswidrig" zu erklären, bis sie unter Karl Eugens schwächeren Nachfolgern dem Ansturm schließlich erlegen ist.

Der erste Sturmlauf von Ritterschaft und Prälaten begann an dem Tage, wo die militärische Pflanzschule zur Akademie gemacht worden war und die am 17. Februar 1773 aufgesetzte Beschwerdeschrift der Landstände richtete sich in erster Linie gegen die konfessionelle Toleranz, die der Herzog seiner simultanen und konfessionslosen Akademie gegeben hatte, die, wie man behauptete, dem Westfälischen Frieden und den herzoglichen Religions-Reversalien widersprachen. Dieser Widerstand nahm von Jahr zu Jahr an Heftigkeit zu und zwar traten die kirchlichen Gesichtspunkte immer mehr in den Vordergrund, obwohl man den Kostenpunkt und die Beeinträchtigung der Universität Tübingen u. s. w. in gleicher Weise betonte[1]). Es war klar, daß Karl Eugen, wenn er seine Absichten durchsetzen wollte, tätige Helfer gebrauchte, und es ist interessant zu sehen, wo und wie er diese gefunden hat.

---

[1]) Die Aktenstücke s. bei Heinrich Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule. Würzburg 1856 II, S. 90 ff.

Der Herzog hatte einst, ehe er seit den Anfängen des siebenjährigen Krieges Frankreich und Oesterreich nahe trat, innige Beziehungen zu den Freunden und Gesinnungsgenossen Friedrichs des Großen besessen. Jetzt entschloß er sich, die unterbrochene Verbindung wieder herzustellen, und der erste Schritt auf diesem Wege war die durch Vermittlung seiner vortrefflichen Frau geförderte Aussöhnung mit dem schwer mißhandelten ehemaligen Vertrauten, dem Obersten Philipp Rieger. Er kannte dessen starke Hand und treue Anhänglichkeit und es ist bezeichnend, daß Rieger jetzt den Auftrag erhielt, die Verlegung der hohen Karlsschule nach Stuttgart in die Wege zu leiten. Angesichts der heftig erregten Stimmung der Stände, die ihren Hauptsitz in Stuttgart hatten, hielt am 18. November 1775 der Herzog unter Begleitung der ledernen Stadtreiter mit seinen 353 Karlsschülern seinen feierlichen Einritt in die Residenz. Er wollte den Herrn von Ritterschaft und Prälaten zeigen, daß er Herr im Lande sei und seine Hochschule einrichten könne, wie und wo er es für zweckmäßig halte.

Dieselbe Selbständigkeit bekundete der Fürst in der Anstellung und Berufung der Professoren, die ihm seine Stände entschieden streitig gemacht hatten. Gerade wegen dieser Berufungen — es handelte sich damals um die beabsichtigte Anstellung des Prof. Balthasar Haug (1731—1792) — hatten die ersten scharfen Angriffe der Stände im Jahre 1773 stattgefunden.

Eben diese Beziehungen Karl Eugens zu Balthasar Haug, dem Schwaben seinen ersten Aufschwung auf dem Gebiete der schönen Literatur verdankt, kennzeichnen die Gesichtspunkte, nach denen der Herzog bei der Wahl seiner Mitarbeiter zu verfahren entschlossen war. Einstweilen freilich hielt es Karl Eugen für klug, den damaligen Führer der „Deutschen Sozietät" in Württemberg — Haug war schon seit 1761 Mitglied verschiedener „Deutscher Gesellschaften" und verwandter Organisationen im Reiche — der vielen besonders freigeistig schien, nur als Festredner und Examinator an seiner Hochschule zu beschäftigen[1]), aber schon diese Form der Heranziehung erschien als eine Art von Programm. Die verschiedenen moralischen und schöngeistigen Wochenschriften, die Haug herausgegeben hat — in einer derselben, dem „Schwäbischen Magazin" ließ Schiller seine ersten Gedichte drucken — gaben ihm unter den gleichgesinnten Freunden

[1]) Seit 1772; Haug ward erst 1776 als Professor förmlich angestellt.

wertvollen Einfluß und er konnte dadurch zur Heranziehung und Heranbildung weiterer Kräfte nützliche Dienste leisten.

Der älteste Lehrer der militärischen Pflanzschule, der außer den Unteroffizieren dort Unterricht gab, war seit 1770 der Professor Adolph Friedrich Harper. Harper war als Sohn des preußischen Kabinetts-Malers Johann Harper im Jahre 1725 zu Berlin geboren, hatte Reisen nach Frankreich und Italien gemacht und war vom Herzog Karl Eugen im Jahre 1756 nach Stuttgart gezogen und 1761 an der im gleichen Jahre errichteten Académie des arts zum Professor ernannt worden. Harper hatte, als er nach Stuttgart kam, als nächsten Fachgenossen und Mitarbeiter den Maler Nicolaus Guibal (geb. 1725 zu Luneville) angetroffen, der seit 1749 in Stuttgart tätig war, seit 1755 Karl Eugens Schwiegervater, den Markgrafen Friedrich von Bayreuth auf seinen Auslandsreisen begleitet hatte und um 1760 beim Herzog Karl in besonderer Gunst stand. Es war natürlich, daß Guibal, der als Professor an der Académie des arts wirkte, nach deren Verschmelzung mit der Pflanzschule ebenfalls an letzterer tätig war. Diese beiden erfahrenen Männer zogen nun alsbald eine Reihe von Schülern heran, die nach den Gepflogenheiten der Zeit frühzeitig zugleich als Lehrer mitverwandt wurden, und so begegnet uns als nächstältester Dozent an der Pflanzschule nach Harper seit 1771 der im Jahre 1746 geborene Stuttgarter Reinhard Ferd. Heinr. Fischer. Die nahen persönlichen Beziehungen Harpers und Guibals zu dem baulustigen Herzog brachten es mit sich, daß sie, seitdem sie als Lehrer an der vom Herzog gegründeten Schule tätig waren, auf die Entwicklung der letzteren und auf die Auswahl der Männer, die sie als Kollegen neben sich zu sehen wünschten, einen großen Einfluß erlangten; jedenfalls ist sicher, daß die Mehrzahl der seit 1772 berufenen Dozenten Gesinnungsgenossen der ersten Professoren waren.

Zu den letzteren gehörte in erster Linie der im Jahre 1772 berufene Jacob Friedrich Abel, der als Lehrer der alten Sprachen, der Geschichte, Philosophie und Moral tätig war, und der, indem er die für die Charakter-Entwicklung der Zöglinge wichtigsten Fächer vertrat, lange Jahre hindurch den Geist der Schülerschaft am tiefsten beeinflußt hat.

Friedrich Abel entstammte einer Familie, deren Haupt sich als österreichischer Glaubensflüchtling mit einer Hugenottin in Württemberg verheiratet hatte, und teilte die Abneigungen

dieser verfolgten Christen gegen ihre Peiniger. Abel erzählt uns selbst, daß er sehr tiefe religiöse Einwirkungen von seiner Mutter empfangen habe, „während die Lehrer in Kirche und Schule ihn kalt ließen“. Abels Vater war Oberamtmann in Vaihingen und war durch den Haß, mit dem ihn Kreaturen wie Montmartin und Wittleder beehrten, eine bekannte Persönlichkeit im schwäbischen Lande geworden; eine große „Verehrung für die Engländer“, d. h. wohl für die englische Philosophie des Newtonianismus habe der Vater — so erzählt Friedrich selbst — ihm eingeimpft.

Friedrich studierte seit 1768 zu Tübingen — hier war er u. a. mit Joh. H. Hochstetter († 1796) nah befreundet — Theologie und Philosophie, aber, obwohl überzeugt von der Göttlichkeit des alten und neuen Testaments — so erzählt er selbst — stimmte er in den daraus gezogenen Schlüssen mehr mit Hugo Grotius und Semler als mit der herrschenden Dogmatik überein, und in der Philosophie zogen ihn Leibniz, Sulzer, Mendelssohn, Abbt, Lessing und Herder am meisten an. Eben im Begriff, in Göttingen seine Studien fortzusetzen, erhielt er vom Herzog Karl Eugen die Aufforderung, als Lehrer auf die Solitude zu gehen. Abel war damals 21 Jahr alt.

Die anziehenden und abstoßenden Wirkungen, die von der Person des hochbegabten jungen Mannes fast vom ersten Tag an auf die Umgebung, in die er eintrat, ausgingen, sind zur Kennzeichnung der geistigen Strömungen an der Akademie sehr charakteristisch.

Von vornherein war die Berufung des „freidenkenden Magisters“, wie man ihn nannte, sehr vielen ein Dorn im Auge gewesen. Im Dezember 1774 gab der Professor der Dogmatik K. Fr. Hartmann, der Religionslehrer der Akademie, ein Gutachten über Abels Lehrtätigkeit ab, das dahin ging, daß manche Zöglinge infolge dieser Tätigkeit „im Disputieren und Objizieren über die gehörigen Limites gehen und einen pruritum dubitandi verraten, der, wenn er habituell werden sollte, in einen libertinismum sentiendi ausarten könnte“. Diesen starken Kräften gelang es gleichwohl vorläufig nicht, dem durch die Gunst des Herzogs getragenen Abel Abtrag zu tun; er erzählt uns selbst, daß er mit andern Männern aus der Umgebung des Herzogs, auch mit einigen „aufsichtsführenden Offizieren“ fortgesetzt in vertrauter Verbindung gestanden habe. Das einzige, was die Gegner erreichten, war zunächst nur das Zugeständnis, daß noch ein

zweiter Lehrer der Philosophie in der Person des Tübingers Böck seit 1775 Vorlesungen in der obersten Abteilung hielt.

Bald nach Abel wurde noch im Jahr 1772 der im Jahre 1809 verstorbene Regierungs-Rat Jacob Heinrich Reinwald berufen, dann im Jahre 1773 Ph. A. Offterdinger, dann Joh. Heinr. Hochstetter, der Hofrat Jac. Friedr. Autenrieth, der Professor der alten Sprachen Ferdinand Drück (seit 1779), ein Marbacher Kind wie Schiller, der später auch als Dichter bekannt gewordene Friedr. Aug. Clem. Werthes (geb. 1748), Phil. A. Hopf, Fuchs, Hoffmann und vor allem Wilhelm Petersen, den wir noch kennen lernen werden.

Daß diese Männer in ihrer Gesamtheit der Akademie trotz der autokratischen und kirchlichen Einflüsse, die nebenher wirksam blieben, ein bestimmtes Gepräge gaben, erhellt aus der Tatsache, daß alle genannten Professoren ohne eine einzige Ausnahme Mitglieder des Maurerbundes gewesen sind. Um dies zu verstehen, muß man die Geschichte dieses Bundes im allgemeinen und insbesondere in Württemberg etwas näher ins Auge fassen.

Als Herzog Karl Alexander von Württemberg im Jahre 1737 gestorben war, waren sein Erbe und Nachfolger Karl Eugen (geb. 1728) und dessen Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen noch minderjährig. Die Prinzen wurden zu ihrer Ausbildung zunächst an den Hof Friedrichs des Großen nach Berlin geschickt und unter der Einwirkung des in den Vormundschaftsrat berufenen nachmaligen Ministers Friedrich August von Hardenberg († 1768), eines geborenen Mansfelders, der in Halle studiert hatte, war Karl Eugen in preußische Dienste eingetreten. Hier hatte der letztere nebst seinen Brüdern so tiefe Eindrücke von den Männern und von der Geistesrichtung gewonnen, die ihren organisatorischen Mittelpunkt in der Sozietät der Maurer besaßen, daß alle drei nachmals selbst dem Bunde beigetreten sind.

Die außerordentliche Kraft, mit welcher die uralten Kultgenossenschaften des Humanismus seit der Reorganisation, welche die älteren maurerischen Sozietäten durch die Schaffung des neuenglischen Systems der „Society of Masons“ erfahren hatten, in Deutschland sich Geltung verschafften, tritt auch in der Heranziehung dieser drei fähigen deutschen Prinzen wieder an das Licht.

Für diese Sozietäten war, nachdem sie im 15. und 16. Jahrhundert, im Zeitalter des Humanismus, wo die Nachwirkungen

platonischer Vorbilder und ¡Ideen sehr deutlich erkennbar sind, ihre erste große Blütezeit im Abendlande erlebt hatten[1]), seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, unter Führung Englands, eine neue Glanzepoche angebrochen, und es ist überraschend, zu beobachten, welche Anziehungskraft die innige Verbindung griechischen Schönheitssinnes, griechischer Heiterkeit und reiner Menschlichkeit mit altchristlichen Überzeugungen auf alle besseren Köpfe damals wie früher von dem Augenblicke an ausübte, wo es gelungen war, die Reste des alten Baues von dem Schutt und Unkraut, das ihn überzogen hatte, wieder zu befreien und zu reinigen.[2])

Unter den Eindrücken seiner Jugendjahre und unter den Einwirkungen der Ideenkreise des fürstlichen Absolutismus, den er um sich sah, hatte sich in der Seele des begabten, aber starksinnlichen und launenhaften Karl Eugen frühzeitig eine eigentümliche Verbindung von Anwandlungen der Humanität und Tyrannei, die bald wertvolle Früchte aufgeklärter Regierungskunst, bald empörende Willkür-Akte zeitigte, entwickelt — eine Verbindung, die durch ihren unberechenbaren Wechsel keinerlei dauernde Sympathie für den humanen Despoten und despotischen Menschenfreund aufkommen ließ.

Zunächst nahm das Regiment des jungen Fürsten seit 1744 einen verheißungsvollen Anfang. Die Männer, die die Regierung führten, insbesondere Hardenberg, Bilfinger und Zech erwarben sich das Vertrauen des Landes, und Karl Eugen bekundete durch seine im Jahre 1748 erfolgte Verheiratung mit der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, daß er in den eingeschlagenen Wegen bleiben wollte. Mit begreiflicher Eifersucht hatten die durch das Anwachsen des preußischen Einflusses und den Ausgang der ersten schlesischen Kriege ohnedies beunruhigten katholischen Großmächte, besonders Frankreich und Österreich, die Haltung des jungen katholischen Herzogs beobachtet und ihre Agenten entfalteten am Hofe eine lebhafte Tätigkeit. Um das Jahr 1756 war das durch den Ausbruch des Kriegs doppelt wichtige Ziel erreicht: Karl Eugen verließ die preußische Fahne, Graf

---

1) Vgl. Keller, die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben Berlin 1901.

2) Näheres über diese Entwickelungen bei Ludwig Keller, Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe und die Anfänge des Maurerbundes etc. Berlin 1901.

Montmartin trat an die Spitze der Geschäfte und der Herzog nahm als Verbündeter Frankreichs und Österreichs an dem Kriege wider Preußen teil.

Wir wissen nicht, in welchen Jahren die drei württembergischen Prinzen dem Beispiele Friedrichs des Großen und des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth gefolgt sind und sich dem Maurerbunde angeschlossen haben; bekannt ist nur, daß Karl Eugen im Jahre 1774 Großmeister war[1]), daß Ludwig Eugen dem Bunde die erheblichsten Dienste erwiesen hat, auch maurerische Reden, die er bei deren Arbeiten gehalten hatte, in den Jahren 1784 und 1785 durch den Druck bekannt geworden sind, und daß Friedrich Eugen (geb. 1732), der erst Statthalter der Grafschaft Mömpelgard, dann seit 1792 königlich preußischer Statthalter von Ansbach und Bayreuth und schließlich seit 1795 Herzog von Württemberg war, seine drei Söhne dem Bunde zugeführt hat: die Württembergischen Prinzen Friedrich Wilhelm Karl (geb. 1754), der seinem Vater 1797 in der Regierung folgte, Ludwig Friedrich Alexander (geb. 1756) und Eugen Friedrich Heinrich (geb. 1758) waren Freimaurer. Davon war der letztere im Jahre 1778 in einer Feldloge zu Stuttgart, der vorletzte am 9. Januar 1776 in einer Loge zu Berlin aufgenommen worden.[2])

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf die Geschichte des Bundes in Württemberg näher einzugehen. Wir müssen nur betonen, daß derselbe in seinen beiden damals vorhandenen, sich vielfach befehdenden, aber doch innerlich verwandten Strömungen, dem neuenglischen und französisch-stuartschen Großlogen-System, die sich namentlich durch das Fehlen oder Vorhandensein der sog. Hochgrade unterschieden[3]), in festen Organisationen und Verbänden in Württemberg vertreten war. Um ein Bild von seiner damaligen Bedeutung zu geben, wollen wir einige der in

---

1) Siehe die Eingabe der Loge „Zu den drei Cedern" in Stuttgart vom 20. August 1774 an den „Durchlauchtigsten Großmeister" (unterzeichnet von v. Riedesel, Göhrung, Stockmayer und Hartmann), worin des „Hochwürdigsten Großmeisters und Gnädigsten Herzogs" bisherige Sorgfalt für „den Flor und die Aufnahme des Ordens" dankbar „verehrt" wird.

2) Näheres bei (F. L. Schröder), Materialien zur Geschichte der Freimaurerei IV, 185 und Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. 3. Auflage, unter Württemberg.

3) Näheres über diese beiden Großlogen-Systeme, ihre Entstehung und ihre Tendenzen s. bei Keller, die Tempelherrn und die Freimaurer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905.

den Mitglieder-Listen und in sonstigen leider heute noch sehr lückenhaften Quellen erscheinenden Familien namhaft machen.

Da waren vor allem die Nachkommen der einst infolge der Glaubens-Verfolgungen anderer Länder nach Württemberg gekommenen Familien, die Abel[1]), Wolzogen, Stockmayer, Kerner, Hoffmann, Weckerlin, Hoser u. a., die sich um die Blüte der älteren und neueren Sozietäten bemüht haben.

Die Zusammenhänge, die zwischen den älteren und den neueren Kultgesellschaften des Humanismus, den Akademien und den Logen vorhanden waren, spiegeln sich in der Geschichte dieser Familien, besonders aber in den Schicksalen der Freiherrn von Wolzogen deutlich wieder. Hans Paul von Wolzogen war im Jahre 1628 als Reformierter aus Österreich verbannt worden und als Fürstlich-Bayreuthischer Rat gestorben. Joh. Ludwig, Freiherr von Wolzogen (1600—1681), dessen Mutter Freiin Sophie von Dietrichstein[2]) war, war Freund und Bruder von Leibniz, Andreae, Comenius[3]), Hartlieb, Joachim Jungius u. a. Hans Christoph von Wolzogen hatte als Minister des Herzogs von Sachsen-Weißenfels im Jahre 1684 das Gut Bauerbach erworben und sein Nachkomme war der Sächs. Geh. Legationsrat Freiherr Ernst Ludwig von Wolzogen, der mit Henriette, einer geborenen Marschall von Ostheim, der Freundin und Beschützerin Schillers, verheiratet war.

Ferner gehörten zur Brüderschaft, wie sie damals in Stuttgart bestand, die Verwandten jener Hardenberg[4]), Bilfinger[5]) und Zech[6]), die seit 1744 den jungen Herzog beraten hatten, sodann

---

1) Ein Friedrich Abel, zweifellos ein Verwandter unseres Friedrich Abel, war bereits am 9. Dezember 1755 zu Frankfurt dem Maurerbunde in der Loge zur Einigkeit beigetreten.

2) Die Dietrichsteins spielen in der Geschichte der Sozietät des Palmbaums eine Rolle.

3) Zwanzig Briefe Wolzogens an Comenius s. bei Patera, Briefwechsel des Comenius. Prag 1892. — Näheres über ihn in den MCG, 1895, S. 136 u. 174.

4) Ein Johann Ernst von Hardenberg war bereits am 12. Oktober 1745 Mitglied der Loge „Zur Einigkeit" in Frankfurt a. M. geworden. Unser Friedr. Aug. von Hardenberg (geb. 1700) war seit 1728 mit Maria Anna El. von Gemmingen verheiratet. Karl Aug. von Gemmingen (geb. 1716) war Freimaurer.

5) Karl Friedr. Bilfinger war Mitglied der Loge „Zu den drei Cedern" in Stuttgart.

6) Joh. Karl Eberh. Zech war Mitglied der Loge „Zu den drei Cedern" in Stuttgart.

die Nachkommen und Verwandten jenes Georg R. Weckerlin, der als Freund von Martin Opitz und des ganzen oben genannten Wolzogenschen Kreises in der Sozietäts-Bewegung des 17. Jahrhunderts bekannt geworden ist[1]; ferner die Familien Bühler[2], Cotta, von Oetinger, Moser[3], von Berlichingen, Pfaff, Hochstetter[4], Schmid, Schickardt, Graf von Sponeck, Hartmann[5], Groß[6], Seubert[7], Kapff[8], Autenrieth, von Bock, von Taubenheim, von Riedesel, Seyffer, Dertinger, von Mosheim[9], Rheinwald[10], Hoser[11], von Roßkampf[12], Heugelin, Wiedenmann, Faber, Kazner, Breyer, Phil. Friedr. von Rieger, Elsässer[13], Weng, Ruoff, Feuerlin, Weickersreuther und viele andere.

Außer den in der erwähnten Liste von 1777 erscheinenden Mitgliedern gab es aber noch zahlreiche andere angesehene Brüder, die zu den übrigen in Württemberg vorhandenen gleichartigen Organisationen gehörten und die teils in Stuttgart und Ludwigsburg, teils außerhalb ihren Wohnsitz hatten, doch mit der Maßgabe, daß sie von Zeit zu Zeit an den Stuttgarter Versammlungen teilnahmen. So gehörten zu dem Kapitel in Stuttgart u. a. Heribert, Baron von Dalberg, Finanzpräsident in Mannheim, Karl Dietz, Professor der Medizin in Tübingen, Friedrich Graf von Colonna, Carl Elsässer, Professor in Erlangen, Joh. Hopfengärtner, Leibmedikus in Stuttgart, Franz Baron von Ditfurth, Carl

---

1) Monatshefte der Comenius-Gesellschaft (MCG) 1895, S. 174 f.

2) Alfred Christoph und Friedr. Gottlob Bühler waren im Jahre 1777 Freimaurer.

3) Wolfg. Jac. Moser, Geheimer Rat in Stuttgart.

4) Joh. A. A. Hochstetter, Reg.-Rat in Stuttgart.

5) Joh. Georg Hartmann, Rentkammerrat, bekleidete 1777 ein wichtiges Amt in der rektifizierten Loge. Christian Friedrich Hartmann zu Marbach war ebenfalls Mitglied.

6) Joh. Ad. Groß, Oberlandes-Bauinspektor, ebenfalls Beamter der Loge.

7) Joh. Wilh. Seubert, im Jahre 1777 Hofgerichts-Assessor, geb. 1740, war zweiter Vorsteher der Loge.

8) Sixtus Jac. Kapff, Professor in Tübingen.

9) Gottl. Chr. von Mosheim, Großbritannischer Leg.-Rat in Stuttgart.

10) Jac. Heinr. Rheinwald, Lic. der Rechte in Stuttgart, geb. im Jahre 1749.

11) Conrad Friedr. Hoser, Hofgerichts-Advokat in Stuttgart.

12) Georg Heinr. von R., S.-Meiningischer Geheimer Rat, geb. 1720, Bürgermeister von Heilbronn.

13) Gottlieb Friedrich Elsässer, Rentkammer-Sekretär und später Expeditionsrat, geb. 1737, war erster Sekretär der Loge und Karl Elsässer, Prof. in Erlangen, war Mitglied.

Wundt, Konsistorial-Rat in Heidelberg, Heinrich von Heiden, Badischer Hofrat und Albert Baron von Seckendorff[1]), Fr. von Falcke, der mit Gerstenberg, Voss, Bürger u. A. zu dem Kreise des Hainbundes in Göttingen gehört hatte und damals kurfürstlich-hannoverscher Kanzlei-Auditeur in Hannover war, und viele andere.

Obwohl die maurerischen Verbände sich ihren Grundsätzen gemäß durchaus in der Stille hielten und als solche nie in die öffentlichen Dinge eingriffen, so war ihre Existenz doch selbstverständlich den in den Landständen organisierten Rittern und Prälaten ein Dorn im Auge und wie sie den simultanen Charakter der Karlsschule auf Grund der Bestimmungen des Westfälischen Friedens bekämpft hatten, so suchte man dasselbe Friedens-Instrument und dessen Schützer, das Reichsregiment, wider den Fürsten-Großmeister und die Logen in Bewegung zu setzen. Tatsächlich erging im Jahre 1773 ein Beschluß der zuständigen obersten Reichs-Instanz, wodurch die Existenz von Logen auf Grund des Artikels VIII des Westfälischen Friedens verboten und zunächst die Loge in Regensburg als aufgehoben erklärt ward.

Da traten dann aber die starken Kräfte, über die die Brüderschaft damals bereits verfügte, in Tätigkeit. Kein geringerer, als der bekannteste deutsche Staatsrechtslehrer, den das alte Reich besessen hat, Johann Jacob Moser (1701—1785), der von dem Herzog von Württemberg kurz vorher wieder zu Gnaden angenommen worden war, derselbe Moser, dessen Gesinnung weder die Landstände noch die Kirche anzweifeln konnten, erstattete ein im Jahre 1776 der Öffentlichkeit übergebenes Rechtsgutachten, worin die Unverbindlichkeit des obigen Reichsbeschlusses, der jeder rechtlichen Unterlage entbehre, dargetan ward.[2])

Von da an nahm die Zahl wie die geistige Bedeutung der Mitglieder erheblich zu, und es machte weit und breit tiefen Eindruck, als Karl Eugens beide begabten Neffen in den Jahren 1776 und 1778 den Anschluß vollzogen. Auch die Anwesenheit Kaiser Josephs II. und seines Gesandten Grafen Kinsky in Stuttgart, die sich beide den Brüdern ganz offen und absichtlich näherten, nebst den Erregungen, die sich daran knüpften, mußten die Begeisterung in hohem Grade steigern.

---

1) F. L. Schröder, Materialien zur Geschichte der Freymaurerey. IV, 254 ff.
2) Näheres in den Monatsheften der C. G. (MCG), Bd. X (1901), S 46 f.

Es war ganz natürlich, daß diese Begeisterung auch in den Pflanzschulen und in den Außenorganisationen, die die Brüder von jeher an den hohen Schulen und auch an der Akademie zu Stuttgart besaßen, unter den empfänglichen Gemütern einer ideal gerichteten Jugend mächtig wiederhallte.

Welch gewaltige Anziehungskraft die Weltanschauung des Humanismus, die unter den wechselnden Namen des Platonismus, des Neuplatonismus, der Mystik usw. seit uralten Zeiten die weitesten Kreise beherrscht hatte, auch in der damaligen Zeit auf die Gemüter ausübte, das hatte seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Beispiel Lessings, Herders und Goethes augenfällig dargetan. Obwohl die Wirkungen, die von der Seite dieser Weltanschauung und der uralten Kultformen, in denen sie sich ein äußeres Gewand und eine Organisation von internationaler Bedeutung geschaffen hatte, auf Männer wie Herder und Goethe ausgegangen sind, heute nur von Schwachköpfen oder Heuchlern bestritten werden, so erfordert doch heute in den Kreisen der sog. Wissenschaft der gute Ton, eine geringschätzige Beurteilung dieser Organisationen zur Schau zu tragen.

Die feste Geschlossenheit, aber auch die stolze Abgeschlossenheit, die der Bund seinen Verächtern wie seinen Gegnern gegenüber von jeher an den Tag gelegt hat, und die Tatsache, daß keinerlei abschätziges Urteil und keine Verleumdung seine gewaltige Ausbreitung aufgehalten hat, erklärt ja einigermaßen den Widerwillen, der sich je nach dem Charakter der betreffenden Forscher bald in Mitleid, bald in Haß Luft macht, aber eben dieser Widerwillen macht die Beurteiler meist für die tatsächlichen und wahren Zusammenhänge der Dinge blind.

So erklärt es sich, daß die Entwicklungsgeschichte Schillers ähnlich wie diejenige sehr vieler anderer großer Männer von verwandter Geistesrichtung in ihren auffallenden Wandlungen bisher nicht genügend verstanden worden ist, und daß die Schulwissenschaft über der maßlosen Überschätzung gelehrter Lektüre, die ja allerdings für alles Schulwissen das maßgebende Förderungsmittel ist, die starken Antriebe und Beeinflussungen, die von anderen Seiten ausgegangen sind, übersehen hat.

Junge Leute von Selbständigkeit und Charakter pflegen stets die nachhaltigsten und wirksamsten Anregungen aus dem innigen Verkehr mit begabten Altersgenossen zu nehmen und das

Wesen der Freundschaft beruht bei den meisten Jünglingen auf dem Austausch der Ansichten, die die Herzen am meisten bewegen.

Mit Recht ist neuerdings die Tatsache betont worden[1]), daß Schillers kameradschaftliche Beziehungen in Stuttgart weiter ausgedehnt waren, als jemals in seinem späteren Leben, und wir können hinzufügen, daß sie auch inniger waren, als sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, je später von ihm geschlossen worden sind; niemals pflegt sich das Herz den gleichgestimmten und verwandten Seelen, wenn sich solche finden, rückhaltloser zu öffnen, als in jenen Jünglingsjahren, wie sie Schiller auf der Karlsschule durchlebt hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß Schiller in den engen Verhältnissen der kleinen württembergischen Residenz die Möglichkeit gehabt hätte, die Welt und die Gesellschaft kennen zu lernen; dazu bot die Fürstenschule keinerlei Gelegenheit, aber wohl wurde sie allmählich ein Sammelpunkt von jungen strebsamen Söhnen der besten Familien, nicht bloß aus Schwaben, sondern aus der Schweiz, wo die Herzöge von Württemberg als Herren von Mömpelgard Hoheitsrechte und eine zweite Residenz besaßen, aus Frankreich, Italien, Dänemark, Polen und selbst aus Rußland. Darunter waren Angehörige aller christlichen Bekenntnisse, besonders natürlich viele Katholiken und neben den schwäbischen Lutheranern zahlreiche schweizer Reformierte, sowie Mitglieder verschiedener Stände und Gesellschafts-Klassen.

Unter der reiferen akademischen Jugend der hohen Karlsschule waren natürlich alle die verschiedenen Richtungen und Anschauungen vertreten, die die Eltern der hier studierenden Söhne trennten oder verbanden. Die Akademie war nicht bloß in dem Sinne des Herzogs eine Pflanzschule für Armee und Verwaltung, sondern auch alle herrschenden Parteigruppen des Landes suchten die Anstalt in ihrem Sinne zur Pflanzschule für den eigenen Nachwuchs zu machen. So gab es z. B. an der Akademie einen in sich geschlossenen Kreis von jungen Leuten, der in der Anhänglichkeit an den kirchlich überlieferten Glauben das einende Band fand, ein Kreis, den die Kameraden spöttisch „Pietisten" nannten. In der Zeit, wo von dem jungen Schiller das Wort eines Mitschülers in Umlauf war: „ist gewiß ein guter Christ,

[1]) J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1890, I, 99.

aber nicht gar reinlich", erwarteten die älteren Kameraden, daß Schiller sich diesem Kreise anschließen werde. Es ist bezeichnend für Schillers damaliges kühles Verhältnis zu Wilhelm Petersen, dem nachmaligen nächsten Freunde, daß dieser es war, der das unfreundliche Wort in Umlauf gesetzt hatte. Aber Petersens Erwartung ging nicht in Erfüllung: Schiller fand Anschluß an einen anderen Kreis, eben denjenigen, dessen geistiger Führer damals Petersen selbst war.

Wilhelm Petersen war der im Jahre 1758 geborene Sohn des auf der Insel Alsen geborenen, später als Kgl. dänischer Legationsprediger in Paris und zuletzt als Pfalz-Zweibrückischer Hofprediger in Bergzabern tätigen Georg Petersen. Wilhelm war „auf Fürschreiben des Herzogs von Zweibrücken" im Jahre 1773 auf die Akademie gekommen, um die Rechte zu studieren, und es hatte sich gefügt, daß er gerade in die „Abteilung" eintrat (1774), der auch Schiller angehörte. Anfangs stießen sich die verschieden gerichteten jungen Leute stark ab, allmählich aber führte die nahe persönliche Berührung und die beiderseitige Neigung zu schöngeistiger Beschäftigung eine enge Freundschaft herbei — eine Freundschaft, die durch die gemeinsame Verehrung für Friedrich Abel, den geschätzten Lehrer, befestigt und von letzterem begünstigt wurde.

Der Kreis erweiterte sich durch den Zutritt Georg Scharffensteins (1760—1817) und Friedrich Haugs (1761—1829), des Sohnes Balthasar Haugs, den wir oben als Mitglied und geistigen Führer der „Deutschen Sozietäten" in Schwaben kennen gelernt haben, und es bildete sich eine „poetische Assoziation", die von den Außenstehenden als Geheimbund bezeichnet wurde oder ein Dichterbund, der durch die scharfe Abschließung von den übrigen Mitschülern, die nicht zur „Assoziation" gehörten, deren lebhaftes Mißfallen erregte, und einem gewissen Masson zu einer Spottschrift gegen das geheime Treiben Veranlassung gab.[1])

Außer Friedrich Haug kennen wir als Mitglieder des Dichterbundes noch den im Jahre 1760 in Ludwigsburg geborenen Friedr. Wilh. von Hoven[2]) und den um fünf Jahre jüngeren

---

[1]) Boas, a. O. I, 147

[2]) Wir besitzen einen für Hovens Gesinnung charakteristischen Ausspruch: „Ich stehe nun am Rande des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist." Boas, Schillers Jugendjahre, I, 131.

Ludwig Schubart[1]), den Sohn des damals auf dem Asperg gefangenen Christian Schubart, der 1777 auf die Akademie kam, sowie vielleicht auch Friedrich Lempp, auf den wir zurückkommen werden. Auch Joseph Kapff, geb. 1759, der schon in Ludwigsburg mit Schiller bekannt geworden war und der später mit dem Regiments-Medikus Schiller im Hause des Professors Balthasar Haug am Kleinen Graben zusammen wohnte, wird zu dem engeren Bunde gehört haben, da ihn Heideloff auf sein Bild der Räubervorlesung im Bopserwald gebracht hat.[2]) Eben auf diesem Bilde, das die Kameraden, die sich ähnlich wie der „Hainbund" öfters im Walde versammelten, teilweise darstellt, erscheinen außer Heideloff[3]) auch der edle Dannecker und der Bildhauer Schlotterbeck.

Leider kennen wir die Namen der Bundesglieder, die sich Brüder nannten, deshalb nicht vollständig, weil die Mitgliedschaft sorgfältig geheim gehalten zu werden pflegte. Aber ein uns erhaltenes Stammbuch Christian Weckerlins[4]) († 1781) liefert in seinen Eintragungen bestimmte Zeugnisse für das engere Zusammengehören der darin enthaltenen „Poeten" und ihrer Gönner[5]), ohne aber freilich wohl sämtliche Namen zu bieten. Hier hat Wilh. Petersen sich mit den Worten eingezeichnet:

Dich drück' kein Sklavenjoch zu andern Sorgen hin,
Die Freyheit sei Dein Stolz, die Freyheit dein Gewinn.

Ferner Ludwig Reichenbach schreibt:

O Freiheit, Silberton dem Ohre . . . (Klopstock).

Ferner P. Heideloff:

Sprich nicht, wo sind der Freundschaft seltene Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte? (Gellert).

Ferner Ph. Fr. Hetsch:

„Zu Gott, mein Lieber, schwing Dich auf . . ."

---

1) Zeuge für die Mitgliedschaft ist Hoven, der es wissen mußte. S. Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Stuttgart 1904, S. 244.

2) Jul. Hartmann a. O. S. 312 und 333.

3) Der Großvater Heideloffs war von Vaters Seite ein Sohn eines natürlichen Sprößlings Königs Georg I von England; der Vater unseres Heideloff war als Maler nach Stuttgart gekommen.

4) Der stud. med. Joh. Christian Weckerlin war der im Jahre 1759 geborene Sohn des Apothekers Johann Christoph Weckerlin.

5) Auf dieses engere Zusammengehören der im Weckerlinschen Stammbuch eingetragenen Freunde hat schon Jul. Hartmann a. O. S. 296 hingewiesen.

Ferner H. Grammont:

„In Dir sei Deines Glückes Quelle“.

Ferner I. C. L. Seubert:

Qui recte vivit . . . (Seneca).

Ferner trugen sich ein: Atzel, Elwert, Grub, Liesching, v. Massenbach, F. Miller, Th. Plieninger, P. I. Scheffauer, Schubart, Zumsteeg u. a. Als Gönner und Alt-Freunde kamen hinzu Abel mit dem Spruch:

Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht erschrecken, (18. April 1780),

sowie in gleicher Eigenschaft Drück, Schlotterbeck und Haller.

Hoven, der es wissen konnte, zählt zu dem vertrauten Freundeskreise noch zwei Brüder von Wolzogen, die allerdings, weil sie etwas jünger waren, dem älteren Schiller erst in späteren Jahren nahe getreten sind. Es waren dies die beiden Söhne Wilhelm (geb. 1762) und Karl (geb. 1764) des damals bereits verstorbenen Ernst Ludwig von Wolzogen und seiner Gattin Henriette, die abwechselnd in Bauerbach und in Stuttgart wohnte, wo ihre Söhne die Akademie besuchten und wo ihr Bruder Dietrich von Marschall Kammerherr war. Wir wissen aus dem Munde von Wilhelm von Wolzogens Gattin, Karoline geb. von Lengefeld (früheren Frau von Beulwitz), daß ihr Mann von einer tiefen und herzlichen Zuneigung zu dem ihm persönlich nahe stehenden Schiller schon seit mindestens 1781 erfüllt war. Wilhelm von Wolzogen schloß sich bald ebenso wie seine Vorfahren und seine Verwandten mütterlicherseits und viele andere der oben genannten jungen Männer der Sozietät der Maurer an.[1])

Man sieht, wie die obigen Stammbuch-Verse zugleich die Ideen und Gesinnungen widerspiegeln, die in dem „Geheimbunde“ herrschten.

Ebenso wie über die Mitgliedschaft hatten die Beitretenden über die Formen der Verfassung und den Inhalt der Arbeiten Schweigen gelobt und nur durch zufällig erhaltene Aufzeichnungen erhalten wir darüber einige Nachrichten.

Einer der „Mitbrüder“ hat an Wilhelm Petersen ein Gedicht gerichtet, in dem er u. a. schildert, „wie Du

Bald, katonischen Ernstes, dem Sprachentweihenden zürntest,

[1]) Über Wilh. von Wolzogen, siehe Schröder, Materialien IV, 225. Auch die Marschalls, die Lengefelds und die Beulwitz gehörten dem Bunde an.

Bald mit attischem Salz würztest das heit're Gespräch,
Trugst ungalligen Spott mit stoisch lächelndem Gleichmut
Und verworrenen Streit schlichtetest weise mit Kraft;
Doch nach kritischer Fehde mit alter Freundlichkeit anklangst,
Und bei Symposien Dir kehrte saturnische Zeit.
Ach, Dein Wundergedächtnis, Dein Scherz, Dein geistiger Reichtum,
Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!"

Wenn man beachtet, daß hier Petersen als derjenige bezeichnet wird, der mit Kraft und mit Weisheit „verworrenen Streit" schlichtete und der dem Entweiher der Sprache mit katonischem Ernst zürnte, so scheint es höchst wahrscheinlich, daß Petersen der Leiter der Brüderschaft gewesen ist, die sich auch zu „Symposien" zusammenzufinden pflegte.

Petersen selbst erzählt von dem ganzen Kreise dieser Freunde, daß die vertrautesten eifrige Musensöhne waren. Wie oft hätte dieser Kreis, sagt Petersen, „sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstückes, z. B. der Leiden des jungen Werthers, Götzens von Berlichingen und anderer niederwerfen mögen, in Bewunderung und Gefühlen mancher Art zerflossen".

Und eben Petersen bestätigt, daß Schiller schon nach etwa zweijähriger Zugehörigkeit „ein ganz anderer Mensch als zu Anfang des Zeitraums" geworden war. Im Gefühle seiner wachsenden Kraft war der bis dahin verschlossene und schüchterne Mensch jetzt ein Jüngling von „aufkeimendem edlen Freiheitssinn" geworden.

Um Wesen und Bedeutung dieser und anderer „poetischen Assoziationen" zu verstehen, muß man einiges von ihrer leider heute noch ganz vernachlässigten Geschichte kennen, die sich freilich in beabsichtigter Stille vollzogen hat.

Schon im 17. Jahrhundert spielen diese Poeten-Gesellschaften — man nannte sie auch Collegia poetica oder anthologica — an deutschen Hochschulen eine Rolle; es waren dies Korporationen, wo die jungen Leute unter Liedern der Freundschaft die Wahrheit suchten, für deutsche Sprache und Dichtkunst und für Freiheit

schwärmten und sich für das ganze Leben verbanden.[1]) Es ist auffallend, daß dieselben Forscher, die den erziehenden Einfluß späterer akademischer Korporationen, wie z. B. den Einfluß der Korps, sehr scharf hervorheben, die erwähnten Verbände in ihrer Bedeutung völlig unterschätzen.

Eine der in Schillers Entwicklungsjahren bekanntesten poetischen Assoziationen war der an der Hochschule zu Göttingen blühende Hainbund.

Man kann die Geschichte dieses Bundes nicht verstehen, wenn man nicht die Geschichte der „Deutschen Sozietät" in Göttingen kennt.[2]) Denn trotz der Rivalität und trotz der zum Teil sehr berechtigten Einwendungen, die die Mitglieder des „Hains" gegen die alternde „Deutsche Gesellschaft" seit 1772 erhoben, wären die Jungen ohne die stille Leitung und Unterstützung der Alten — G. A. Bürger und Ludwig Hölty waren um 1770 ff. neben Kästner die Leiter der deutschen Sozietät — zu nichts gekommen. Die ältere Organisation erkannte in dem Bunde der Jungen lediglich eine Pflanzschule für sich selbst und es sollte sich zeigen, daß sie darin recht hatte.

Heinrich Christian Boie (geb. 1744 zu Meldorf in Holstein), der seit 1764 in Jena studiert hatte, dann Hofmeister und Freund junger Engländer aus vornehmen Familien geworden war, hatte sich 1767 in Göttingen niedergelassen, das damals in Folge der dynastischen Beziehungen zwischen Hannover und Großbritannien ganz im Bereich englischen Einflusses lag. Boie begründete im Jahre 1770 den Musen-Almanach und ging nun planmäßig darauf aus, den Kreis der Mitarbeiter und Freunde — wir nennen Friedr. Wilh. Gotter († 1797), Heinr. Wilh. von Gerstenberg († 1823), J. H. Voß, Fr. von Falcke, G. A. Bürger, die Grafen Cajus und Fr. Reventlow, Chr. Albr. von Kielmansegge, die Grafen Stolberg — untereinander und mit seinen englischen Freunden in eine nahe persönliche Beziehung zu setzen. Insbesondere verschaffte er Voß, den er dem Professor Heyne in Göttingen mit den Worten vorgestellt hatte: „Ein Bauernjunge, der Verse macht", bei seinen

---

[1]) Über Samuel Pufendorf und das Collegium anthologicum zu Leipzig, dessen Mitglied er war, siehe MCG, 1901, S. 318.

[2]) Näheres darüber bei Keller, die „Deutsche Akademie" zu Göttingen im 18. Jahrhundert. MCG, 1900, S. 107 ff.

englischen Freunden Privatstunden und sorgte dafür, daß andere unbemittelte Freunde bei reichen Genossen, wie z. B. bei Graf Friedr. von Hahn[1]), den wir aus Herders Geschichte kennen, Unterstützung fanden.[2])

Im Jahre 1769 hatte nun Bürger dem Boieschen Kreise den Pfarrerssohn aus Marienfelde bei Hannover, L. H. Hölty, zugeführt, und der junge Predigerssohn aus Schwaben, Johann Martin Miller (geb. zu Ulm 1750), der seit 1770 in Göttingen studierte, war durch sein Gedicht „Klagelied eines Bauern" mit Boie bekannt geworden; ein anderer Süddeutscher, ein Pfälzer, Joh. Friedr. Hahn, schloß sich im Jahre 1771 an.

Nun glaubte Boie Leute genug zur Verfügung zu haben. Bürger konnte im September 1771 triumphierend an Gleim berichten, daß ein „neuer Parnaß" zu Göttingen im Keimen begriffen sei, und daß Boie ihm die „Produkte der Pflanzschule" vorgelegt habe. Man beachte den Ausdruck Pflanzschule, der das Sachverhältnis sehr treffend kennzeichnet.

Bald darauf erfolgte die formelle Konstituierung des Bundes auf Anregung von Voß, der dann auch zum „Ältesten" gewählt wurde. Man schuf feste Formen, Abzeichen und Symbole, führte Bruder-Namen ein, versammelte sich stets unter Beobachtung fester Ceremonien und schuf ein „Bundesbuch" mit der Aufschrift: Der Bund ist ewig. In den Sitzungen wurden selbstgeschaffene Gedichte vorgetragen, kritisiert und je nach Befund zum Druck bestimmt, vor allem aber wurden die Schriften der großen Wortführer der „Deutschen Sozietät", wie Lessings, Gleims, Lichtwers u. a. gelesen und vorgetragen, diejenigen der Gegner, wie Voltaires und zeitweilig Wielands bekämpft. Die „Brüder" weihten sich der Aufgabe, „den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten". Ohne Einwilligung der Bundesleiter durfte kein Mitglied etwas drucken lassen. Zwölf erfahrenere Genossen bildeten den „inneren Bund"; jeder von diesen konnte einen „Sohn" annehmen, der sein Nachfolger wurde; geschah dies nicht, so wählten die Elf. Bei den Versammlungen behielten die Brüder den Hut auf dem Kopf. Nach außen hin brauchte man allerlei Decknamen, von denen besonders der Name Barden sich einbürgerte; der Name Hainbund kam erst später auf.

---

[1]) Über Hahn siehe MCG, 1903, S. 279 ff. Hahn war eifriger Freimaurer.

[2]) Über Boie siehe u. a. Adolf Langguth, Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Berlin, Herm. Paetel, 1903, S. 15 ff.

Göttingen und Stuttgart waren aber nicht die einzigen Hochschulen, wo derartige poetische Assoziationen bestanden, die sich gebildet hatten, um „den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten“, sondern an vielen anderen Universitäten begegnen uns gleiche Organisationen, die sich ebenso wie die poetische Assoziation der „Akademisten“ von der Karlsschule mit einem geheimnisvollen Dunkel umgaben und Schweigen gelobten. So gab es in Basel eine „studentische Gesellschaft der schönen Wissenschaften“ und in Bern die „vergnügte Deutsche Gesellschaft“ und es ist nicht unmöglich, daß die in den fünfziger Jahren in Tübingen auftauchende „Gesellschaft der schönen Wissenschaften“, die aber nie zu Einfluß kam, ebenfalls in die Zahl dieser Vereine gehörte. In diese Jugendbünde pflegten nur solche Studierende aufgenommen zu werden, „die zwei Jahre in dem philosophischen Hörsaal zugebracht hatten“. Die jungen Leute hatten Wochen- und Monatsversammlungen und setzten nach außen hin ihre Absicht ausschließlich in die „Übung der Dichtkunst und der Beredsamkeit“. Einen Einblick in die Wirksamkeit dieser stillen Verbände gibt uns eine Tagebuchaufzeichnung des bekannten schweizer Gelehrten Friedrich von Sinners († 1787), der über seine Mitgliedschaft in jenem Kollegium zu Bern schreibt: „So wurden wir alle unterrichtet und auch angefrischet, zu Hause durch gut ausgewählte Lektüre uns zu üben. Nicht minder wurden auch in denen Versammlungen gute neue Werke öffentlich gelesen, darüber diskuriert und also je einer von dem andern belehrt. Kurz, wir ließen uns diese nützliche und nötige Beschäftigung verschiedene Jahre hindurch sehr eifrig angelegen sein und viele unter uns haben die Früchte dieser Arbeit, die übrige Zeit ihres Lebens sowohl in geistlichen als weltlichen Beschäftigungen reichlich genossen“.

Es ist eine überraschende Gleichartigkeit der Gedankenwelt wie der Organisationsformen, die uns in diesen für das ganze Leben geschlossenen Verbänden in Norddeutschland, Süddeutschland, der Schweiz und in außerdeutschen Kulturländern entgegentritt; und schon diese Übereinstimmung würde, wenn wir es nicht schon aus andern Quellen wüßten, die Tatsache beweisen, daß es sich hier um die Pflanzschulen einer großen und mächtigen Organisation gehandelt hat. In der Tat lag die Bedeutung dieser akademischen Assoziationen für deren einzelne Mitglieder darin, daß die letzteren sich durch ihren Beitritt dem äußeren Ringe

einem großen, die Welt umspannenden Bruderbunde anschlossen und die Weltanschauung dieses Bundes in allen wesentlichen Teilen mit übernahmen.

Dieser Bund pflegte seinerseits aus den Reihen seiner Pflanzschulen die ihren persönlichen Verhältnissen nach für die innere Organisation geeigneten Mitglieder in späteren Jahren an sich zu ziehen und so läßt sich die Tatsache nachweisen, daß fast alle die führenden Köpfe der poetischen Sozietäten nachmals Maurer geworden sind.

Schon unter dem 13. März 1745 schreibt die „Wachsende Gesellschaft“ in Zürich an die „Vergnügte deutsche Gesellschaft“ in Bern, daß der Züricher Bund über drei gedruckte Reden „aus dem Lager der Freimaurer“, die man jetzt lese, höchst entzückt sei.[1]) Es war in der Tat ein Kern von Wahrheit darin, wenn ein Berner Geistlicher um jene Zeit (1745) die „Deutsche Sozietät“ in Bern als eine „Rotte von Freimaurern“ bezeichnete. Jedenfalls wissen wir, daß ein angesehenes Mitglied der Deutschen Sozietät in Bern, Georg Altmann, der „Sozietät der Herrn Freimaurer“ durch Bodmer unter dem 16. September 1737 seine „gehorsamen Komplimente“ in einer Form ausrichten läßt, die kenntlich macht, daß Altmann schon damals in letzterer die höhere Stufe der Gesellschaft verehrte.[2]) Und diese Entwicklung hat sich im Laufe des Jahrhunderts in allen Pflanzschulen fortgesetzt. Die Mitglieder des Hainbundes, die wir oben genannt haben, sind mit ein oder zwei Ausnahmen, die meist in der späteren Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse gesucht werden müssen, sämtlich Maurer geworden.

Wie der Dünkel moderner Gelehrsamkeit heute auch über die „kindischen Spielereien“ jener „Barden“ urteilen mag, so ist doch sicher, daß den begeisterten Jünglingen in und mit der Pflege der Freundschaft, wie sie hier gefordert und geboten ward, eine Gedankenwelt nahe trat, die in keiner Kirche und in keiner Schule gelehrt ward, die aber gleichwohl seit vielen Jahrhunderten die Gemüter der Wissenden mit gewaltiger Macht ergriffen und dadurch ihre ewige Wahrheit bewährt hatte — eine Welt, die selbst ihren jugendlichen Bekennern mächtige Antriebe gab, um sich später als gereifte Männer den höchsten Aufgaben der Menschheit zu widmen. Die Luft der geistigen Freiheit, die jedem

---

[1]) Eugen Wolff, Gottsched. S. 32.

[2]) Eugen Wolff, Gottsched. S. 30.

hier entgegenwehte, gewährte die Möglichkeit wie die Aufmunterung, jede geistige Eigenart im ungehemmten Wettstreit zu entwickeln. Der starke Zug des Idealismus und die Freude an der Pflege edler Menschlichkeit, wie er einst in den Akademien des Platonismus und der Renaissance die Herzen erhoben und gestärkt hatte, war noch nicht erloschen, und dieser Zug berührte alle, die irgendwie durch die Schule dieser freien Organisation gegangen waren, und das Wehen dieses Geistes hat auch der große Genius empfunden, der in demütiger Haltung und Gestalt, arm am Beutel und am Herzen einst die Pforten dieses Tempels überschritten hatte, um nach wenigen Jahren mit neugeborener Seele daraus hervorzugehen, und um nun seinerseits das hohe Lied der Liebe und der Freiheit der stumpfen Welt zu übermitteln — Friedrich Schiller.

Drei Männer des Dichterbundes an der Karlsschule sind es, die als Freunde und Brüder bei der neuen Geburt, wie sie sich in Schillers Geiste seit 1777 vollzog, gleichsam Pate gestanden haben: Friedrich Abel, Wilhelm Petersen und Friedrich Lempp.

Wir haben Abels Namen oben schon genannt. In den Gegensätzen wie in den Sympathien, die sein Erscheinen an der Fürstenschule schuf, zeigte sich die allbekannte Tatsache, daß die Weltanschauung gleichsam das innerste Rad in dem Getriebe aller menschlichen Entwicklung ist, der Angelpunkt, um den sich alle höchsten Interessen drehen.

Abel war den Studierenden der Akademie nicht nur der Lehrer der Weisheit, sondern auch ein väterlicher Freund. Er sammelte sie um sich und vereinigte sie zu einer festen Gesellschaft, die sich in dem sog. Museum versammelte[1]); hier wurden Vorträge gehalten, ein Lesezimmer eingerichtet und die Freundschaft gepflegt. Ohne jedes Entgelt hielt er in „Hegels Haus", bei dem Vater des Philosophen, Vorträge für die erwachsene Jugend, sowie für Lehrer, Schreiber, Provisoren, Handwerker, die die Lücken ihrer Bildung ausfüllen wollten. Mehrere Sommer hindurch veranstaltete er Vorlesungen für Frauen über Religion, Pädagogik und Sittenlehre und als er später infolge seines Fortgangs von Stuttgart die Sache aufgeben mußte, da

[1]) Es sind diese Organisationen die Anfänge der heute noch blühenden Museums-Gesellschaft in Stuttgart (Jul. Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Seite 115).

fand die von ihm geschaffene Einrichtung in dem Kauslerschen und später Tafingerschen Institut ihre Fortsetzung.

Er munterte die jungen Leute auf, gab ihnen guten Rat und gute Bücher, warb ihnen Freunde, führte ihre literarischen Versuche in die Öffentlichkeit ein und unterstützte die Fähigen unter ihnen, wo es nötig war, mit Geld. „Unter Schillers Lehrern wurde der treffliche reine Mensch, der Professor der Philosophie Abel — so erzählt Scharffenstein — Schillers Freund, Aufmunterer und sehr generöser Unterstützer in der Not.“ Aber was Schiller erfuhr, ward in gleicher Weise neben Hopf, Conz und anderen namentlich Wilhelm Petersen, Abels besonderem Schützling, in gleicher Weise zuteil.

In wahrhaft rührender Weise trat die Anhänglichkeit und die Dankbarkeit der jungen Leute an den Tag, als es Abels Gegnern im Jahre 1777 gelungen war, den Herzog, der dem „freidenkenden Magister“ bisher sein Vertrauen geschenkt hatte, gegen den Philosophen mißtrauisch zu machen. Abel, dessen Freiheitssinn und Charakterfestigkeit gerade auf einen jungen Mann wie Schiller tiefen Eindruck machte, war entschlossen, seinen Abschied zu nehmen. Da kam die gesamte Akademie in Bewegung; seine sämtlichen Schüler, darunter auch ein natürlicher Sohn des Herzogs, wurden vorstellig und selbst die Strafen, die deswegen erfolgten, beschwichtigten den Entrüstungssturm der erregten Jugend nicht. Die Parole „In tyrannos“ war in den „unsichtbaren“ Assoziationen der Poeten das Feldgeschrei und nach Ablauf eines Jahres hielt Karl Eugen es für angemessen, einzulenken: Abel erhielt seine frühere Vertrauensstellung zurück.

Wir wissen einstweilen nicht, wie und wo Friedrich Abel Maurer geworden ist; aber die Tatsache, daß er, als Clemens Werthes im Jahre 1783 seine Professur an der Karlschule aufgab und als Professor der schönen Wissenschaften nach Pest ging, durch die Wahl der Brüder an dessen Stelle die obere Leitung mehrerer Logen übernahm[1]), beweist, daß Abel damals bereits alter und bewährter Maurer gewesen sein muß.

Alle zeitgenössischen Berichte stimmen darin überein, daß das Jahr 1777 für Schillers bis dahin stockende geistige Entwicklung epochemachend geworden ist[2]). Eine leidenschaftliche

[1]) Jul. Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 116, nach handschriftlichen Aufzeichnungen Abels, die sich gegenwärtig im Besitze des Enkels, des Stadtpfarrers Julius Abel in Gmund, befinden.

[2]) Vergl. Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. München 1905, I, 90.

Erregung hatte sich seines Gemüts bemächtigt und die erste kräftige Entfaltung nahm eine Richtung, die durch den Wahlspruch und das Motto der Räuber gekennzeichnet wird. Jetzt trat die feierliche Andacht, die bisher über allen seinen Stimmungen und kleinen poetischen Versuchen gelegen hatte, völlig in den Hintergrund. Ein leidenschaftlicher Zorn wider die Vergewaltiger der Menschheit ergriff sein Gemüt und die ersten Anläufe, diese Anschauungen in dramatischen Gestaltungen festzuhalten, werden sichtbar. Wunderlich: jetzt trat es zutage, daß der Name Poeten eine verhältnismäßig untergeordnete Seite des Bundes der Assoziation kennzeichnete; der Kampf für die Freiheit des Geistes wird jetzt von Schiller selbst als das wichtigste Amt der Poeten bezeichnet. Die Idee der Räuber gestaltete sich in Schillers Geist zu festen Plänen und Entwürfen.

Die Geister fingen an sich zu scheiden, wie in Karl Eugens Umgebung und selbst in dem Orden, dessen Großmeister er war, so auch in den Pflanzschulen, die dem Orden zur Seite gingen. Schiller trennte sich von seinem bisherigen nächsten Freunde Georg von Scharffenstein, der bald aus der Assoziation ganz ausschied, und an dessen Stelle trat der im Jahre 1819 als württembergischer Geheimer Rat verstorbene Albrecht Friedrich Lempp, der am 4. April 1778 auf die Akademie gekommen war und im Mai 1778 längere Zeit mit Schiller das Krankenzimmer teilen mußte.[1]) „Während unserer ersten Trennung“, schreibt Scharffenstein in seinen Erinnerungen an Schiller, „scheint ein Mann auf dessen Fortschritte nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb rein praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben, das war sein Mitzögling Lempp. Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung mit einer Art von Kult von ihm. In jener letzten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte — es war die Nacht vor der Flucht nach Mannheim (am 23. September 1781) — war es auch für Schillers sehr gerührte Seele das tröstendste, genügendste, mir diesen damals noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat seine Zinsen getragen, ohne die Erbschaft wäre ich sehr arm geblieben.“[2])

[1]) Vergl. dazu Krauß in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Januar 1905.

[2]) Scharffensteins Äußerungen siehe bei Jul. Hartmann S. 157. Es entspann sich später ein sehr inniger Verkehr zwischen Lempp und Scharffenstein, bei dem letzterer durchaus der empfangende war.

Mit Friedrich Lempp war ein Mann in Schillers Umgebung eingetreten, der gerade diejenige Seite der Bildung, die dem Dichter noch am meisten fehlte, die philosophische, in sich in gewisser Weise verkörperte, eine Seite, der Lempp, obwohl von Fach Jurist, sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Wir wissen nicht, ob unter dem Eindruck dieses philosophisch gerichteten Geistes Schillers und seines getreuen Hoven Entschluß reifte, sich zunächst in allen freien Stunden, die ihnen die Fachstudien ließen, der Philosophie zu widmen; jedenfalls ist sicher, daß bei Schiller zu Gunsten dieser Studien seit dem Frühjahr 1778 eine „Pause in der Poeterei" eintrat, die auch noch im Jahre 1779 anhielt[1]). In dieser Zeit nun war neben Abel Friedrich Lempp, Schillers geistiger Führer und in diesen Jahren erwarb Schiller nicht nur die für seinen künftigen Dichterberuf so notwendigen philosophischen Kenntnisse, sondern es bildete sich in ihm auch die Weltanschauung des Humanismus zu dem festen Kerne seines Wesens aus, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Der hohe Flug des Idealismus, der Schiller kennzeichnet, erhielt damals die theoretische Unterlage, und es verdient angemerkt zu werden, daß nach Abels und Lempps Zeugnis vornehmlich Adam Fergusons Moralphilosophie auf Schillers Entwicklung von Einfluß geworden ist.[2]) Man weiß, daß Ferguson auf Bacos, Lockes und Leibniz' Wegen wandelte. Wir wissen nicht, ob Lempp zu den Mitgliedern des Dichterbundes gehört hat; sicher ist dagegen, daß er in jenen Jahren seiner persönlichen Beziehungen zu Schiller ebenso wie Petersen den Anschluß an einen andern Bund, den Bund der freien Maurer, gesucht und gefunden hat.

In eben diesen Jahren befestigte sich die Freundschaft mit Wilhelm Petersen fortgesetzt; „Petersen sei", schrieb Schiller damals, „fürtrefflich begabt, aufrichtiger Freund seiner Freunde und Liebhaber der Philosophie"[3]) und dies Urteil fand in der wachsenden Innigkeit des Verkehrs, namentlich seitdem Petersen im Jahre 1779 die Akademie verlassen hatte und Schiller 1780 gefolgt war, seine Bestätigung. Petersen war es, von dem sich Schiller zuerst die Fehler seiner damals rasch hingeworfenen Räuber vorhalten ließ, der den ersten Versuch

1) Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. München 1905 I, 93.
2) Hartmann a. O. S. 110.
3) Hartmann a. O. S. 187.

machte, gelegentlich einer Reise nach Darmstadt, Speyer und Mannheim einen Verleger für das Drama zu finden und der den ohne Urlaub zur ersten Räuber-Aufführung heimlich nach Mannheim eilenden Schiller im Jahre 1782 begleitete.

Ganz nach der Art der übrigen poetischen Assoziationen veranstalteten die Mitglieder poetische Wettstreite, und ermunterten sich gegenseitig zur Mitarbeit an den moralischen oder poetischen Wochenschriften, die von älteren Gesinnungs- und Bundesgenossen herausgegeben wurden, um womöglich dann allmählich zu selbständigen Büchern oder zur Herausgabe eigener Wochenschriften überzugehen.

Die Stoffe, die man sich in diesem Kreise wählte, gewähren einen Einblick in die Überlieferungen, welche hier lebendig waren. Das Zeitalter der Renaissance war es, das neben der englischen Philosophie und den englischen Dichtern, von denen Schiller namentlich den durch Abel ihm zuerst nahe gebrachten Shakespeare mit Leidenschaft ergriff, die jungen Leute beschäftigte, zu dem sich merkwürdigerweise sowohl bei Petersen wie bei anderen Brüdern eine Vorliebe für Valentin Andreae gesellte.[1]) Das erste Trauerspiel, an dem Schiller mit angestrengtesten Kräften lange Zeit gearbeitet hat — er hat später manches daraus in die Räuber übernommen, das Ganze aber selbst vernichtet — war der Geschichte der Renaissance entlehnt und führte den Titel Cosmus von Medici.

Und zu derselben Zeit, wo er die Feder für seinen ersten dramatischen Entwurf ansetzte, fühlte er auch das Bedürfnis, sich und anderen über seine jetzige philosophisch-religiöse Weltbetrachtung Rechenschaft zu geben, und die ersten philosophischen Ergüsse unseres Dichters kamen an das Licht.

In den Sitzungen und Versammlungen der Assoziation waren schon während der Zeit, wo Schiller noch die Akademie besuchte, mancherlei Gedichte, Epigramme u. s. w. entstanden, die man aus guten Gründen einstweilen nicht dem Druck übergeben hatte. Zu Beginn der achtziger Jahre entschloß sich Schiller nach

[1]) Petersen legte seine Studien über „Das Leben Joh. Val. Andreaes" in dem „Württembergischen Repertorium" 1782/83 nieder; hier veröffentlichte er auch „Neue Erläuterungen zur Geschichte der Rosenkreuzer und Goldmacher". — Auch ein anderes Mitglied des Freundeskreises, Atzel, beschäftigte sich mit Valentin Andreae (Hartmann a. O. S. 307).

Verabredung mit Petersen, eine Anzahl älterer Gedichte der Freunde in einer Sammlung herauszugeben, die anfänglich den in den Kreisen der Sozietäten üblichen Namen „Musen-Almanach" erhalten sollte, dann aber unter dem Titel „Anthologie auf das Jahr 1782" das Licht erblickte[1]).

In seinen Aufzeichnungen über die Arbeiten der „ästhetischen Assoziation" erzählt Scharffenstein, daß Schiller ein Stück tragischen Inhalts, H. — es ist Haug oder Hoven gemeint — einen Roman à la „Werther" und Petersen ein Ritterstück gemacht habe[2]). Scharffenstein, den sein Gedächtnis nicht selten im Stich läßt, hat versäumt, hinzuzufügen, daß die Freunde an solchen Aufgaben gemeinsam zu arbeiten pflegten und daß der neue Werther, von dem uns später Schiller selbst erzählt, als Roman in Briefform geplant war, der den Titel führen sollte „Briefe Julius an Raphael"[3]). Für die Bearbeitung dieses Romans nun hatte Schiller ein Gedicht geliefert, das er im Jahre 1782 in der Anthologie unter dem Titel „Die Freundschaft" veröffentlicht hat, ein Gedicht, das Richard Weltrich mit Recht eine „Gedankendichtung von außerordentlichem Schwergewicht" nennt.

Ein wohlgefügtes Gebäude einer in sich fest geschlossenen Weltbetrachtung tritt uns hier in vollendeter dichterischer Schönheit entgegen — ein Gebäude, dessen logischer Schlußstein in der letzten Strophe gegeben ist:

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit".

Die Idee des All und zwar eines beseelten Alls ist es, die den Ausgangspunkt dieser Lehre von der Welt und von dem Weltenmeister bildet. Die Ansätze der Alleinslehre werden sichtbar.

---

1) Näheres bei Weltrich, Schiller, I, S. 499 ff. Nach den Chiffern zu schließen, waren 23 Verfasser an der Sammlung beteiligt. Die meisten Gedichte rühren von Schiller her. Das Titelblatt trägt das Bild (Kopf) des Apollo, des Gottes des Lichts, als Vignette.

2) Hartmann a. O., S. 149.

3) Minor, Schiller I, S. 236.

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt ich sie —
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug! Der süßen Sympathie“.

Die Welt der Geister und die Welt der Körper, die wir um uns sehen, sind ins Dasein getretene Gedanken Gottes, die ähnlich den Weltkörpern, die um die Sonne kreisen, sich um die große Geistersonne, den ewigen Wesenlenker, bewegen, und die nach den kosmischen Gesetzen der Harmonie und Sympathie, der Ordnung und der Liebe, der ewigen Vollendung entgegen gehen.

Freund! Genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterliche Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen späh'n —
Geisterreich und Körperweltgewühle,
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen zieh'n —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche flieh'n.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsere Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur großen Geistersonne
Freudig, mutig den Vollendungsgang.

Die Liebe ist es, d. h. der ewige Weltenmeister selbst, der die Herzen zu sich und zu einander zwingt und der den Einzelnen an der Hand der Freundschaft und der Liebe den Weg zur Weisheit und zur Vollendung stufenweise emporführt. Und das ist eben der tiefe Sinn des Liedes, das der Dichter gerade im Hinblick auf diesen Gedanken „Die Freundschaft“ betitelt hat.

Dies hohe Lied der Liebe ist von da an mit der gesamten Weltbetrachtung, auf der es ruht, der Grundakkord in Schillers Gedankenwelt geblieben. Und diejenigen „kleinmeisterlichen Denker“, die hierin einen „vagen Pantheismus ohne wissenschaftlichen Wert und ohne klare Definitionen“ erkennen — wie oft sind nicht solche Äußerungen gerade in Rücksicht auf diese früheste philosophische Gedankendichtung Schillers gefallen[1]) — wollen wir doch daran erinnern, daß Hegel die letzten drei Zeilen an das Ende seiner Phänomenologie des Geistes gesetzt hat, und daß das philosophische Denken des beginnenden 19. Jahrhunderts sich vielfach darin wieder erkannt hat.

Diese Dichtung war im Jahre 1782 aus dem beabsichtigten Roman „Briefe Julius an Raphael“, für die sie gedichtet war, von Schiller herausgenommen und vorweg in der Anthologie veröffentlicht worden. Wie wertvoll aber Schiller selbst dies poetische Bekenntnis hielt und wie sehr er auch noch im Jahre 1786 seine Ansichten darin wiedererkannte, erhellt aus dem Umstand, daß er damals das Gedicht von neuem, jetzt aber in dem Zusammenhang drucken ließ, in dem es entstanden war. Die damals erschienenen „Philosophischen Briefe“ enthalten die „Briefe Julius an Raphael“ und darin auch die mit diesen erwachsene Theosophie des Julius und darin die herrlichen Strophen „Die Freundschaft“.

„Hier, mein Raphael, heißt es am Schluß der Briefe Julius an Raphael, hast Du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft . . . So, wie Du hier findest, ging der Same auf, den Du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue Dich, oder erröte über Deinen Schüler. Wie Du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, daß das ganze Gerüst meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen — die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirn Deines Julius wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend, tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weise Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücken reiße. — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine

[1]) Vergl. u. a. Carl Twesten, Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft, Berlin 1863, S. 20.

Ideen wohl schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? sollte der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbleibt?"

Als ein „Fragment aus alten Papieren" bezeichnet Schiller in der Ausgabe der „Philosophischen Briefe" von 1786 den ursprünglich als Teil des geplanten Romans „Julius an Raphael" gedachten Aufsatz, den er unter dem Titel „Theosophie des Julius" den Briefen eingereiht hat.

„Das Universum — so beginnt die Theosophie des Julius — ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealste Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Äußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verraten, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnden lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike im Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo . . . Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt, Raphael, ist alles bevölkert um mich herum.

Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist. — Wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken" . . .

Nachdem Schiller in diesen Sätzen seine Auffassung von dem Weltenmeister und seinem Kunstwerk im Sinne Platos kurz skizziert hat, wendet er sich in einem zweiten Abschnitt zur „Idee", wie er sagt.

„Alle Geister, führt er aus, werden angezogen von Vollkommenheit — Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Tätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst . . .

Etwas ähnliches sagt einem jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unserm Herzen, daß wir fähig wären ein gleiches zu tun? Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegenteil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt . . .

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtsein eigener Veredlung, eigener Bereicherung auflöset, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit, aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen. Nichts, sein Wille und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Real-Idee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er." . . .

„Jetzt, bester Raphael, fährt er fort, laß mich herumschauen, die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — Du kennst ihn — da unsre Seelen sich zum erstenmal feurig berührten, wurden alle Deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf Deine Vortrefflichkeit geltend — stolzer darauf, Dich zu lieben, als von Dir geliebt zu sein, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

War's nicht das allmächtige Getriebe,
Das zum ewigen Jubelruf der Liebe
Uns're Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne! —
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudig den Vollendungsgang.

Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du.
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
Durch einander die Atome stören,
Ewig flieh'n sich uns're Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in Dir bestaun ich mich.

Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freund's Gebärde
Reizender der Himmel sich.

Schwermut wirft die bangen Tränenlasten
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten
In der Liebe Busen ab.
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael, in Deinen Seelenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab.

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine
Seelen träumt ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor, genug der süßen Sympathie.

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der Deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. . . .

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich uns'rer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael, der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen? Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermeßlichen leeren Raum".

Wie deutlich tritt in diesen Ausführungen die Tatsache an das Licht, daß die platonisch-altchristliche Idee, die Idee der Humanität von dem unendlichen Werte jeder Menschenseele, ohne die die Liebe in Schillerschem Sinne nicht besteht, in ihrer befreienden Kraft in ihm lebendig geworden war. Schiller fühlte selbst, daß er damit in einen grundlegenden Gegensatz zu den Anschauungen der herrschenden Dogmatik getreten und in ein neues Feldlager übergegangen war. Unsere Zeit, sagt er an derselben Stelle, widerspricht dieser Lehre; viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, das „Gepräge der Gottheit", das in der menschlichen Seele wohnt, zu verwischen; von dem „Knechtsgefühl ihrer eigenen Entwürdigung" geleitet, sind sie außerstande, ein Phänomen zu erklären, das ihrem „begrenzten Herzen zu göttlich ist". „Aus einem trostlosen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstabe des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien".

Der letzte Abschnitt der Theosophie handelt von Gott, der Natur und der Liebe. „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind". Die ganze Summe harmonischer Kraft, die Gott vereinigt in sich trägt, ist in der Natur, seinem Abbilde, in unzähligen Graden und Stufen vereinzelt. „Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstrahl in sieben dunkle Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen." „Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas und alle Tätigkeit der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles."

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zustande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt, müßte endlich zur Aufhebung der Trennung von Gott führen. Eine solche Anziehung der Geister ist die Liebe.

„Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher
Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem vergänglichen und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen aneinander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?

Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

„Eine Wahrheit“ — so schließt Schiller seine Aufzeichnungen — „eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und Systeme geht: Nähert Euch dem Gott, den Ihr meint“.

Wir haben hier den Inhalt dieses ergreifenden Bekenntnisses einer großen Seele in allen wesentlichen Teilen wiedergegeben und absichtlich auf jede Zwischenbemerkung verzichtet, die den mächtigen Eindruck des Ganzen nur hätte stören können. Nur eine Frage muß zum Schlusse hier wenigstens gestreift werden, da sie für die Frage der Entwicklungsgeschichte Schillers und für die Beurteilung der Kräfte, die darauf eingewirkt haben, doch von Erheblichkeit ist. Schiller nennt das in Rede stehende Stück der Philosophischen Briefe im Jahre 1786 ein „Fragment aus alten Papieren“, und diese alten Papiere — alles was in Stuttgart geschehen war, erschien Schiller in der Dresdner Epoche unendlich weit abliegend — können nur in der Zeit von 1778 bis 1780 entstanden sein, wo sein Denken den philosophischen Studien so lebhaft zugewandt war, wie es bis 1786 nie wieder der Fall gewesen ist.

Der Freund aber, der damals die ersten Strahlen des Lichts in Schillers Seele goß und der der treue philosophische Berater seines Freundes auch später noch geblieben ist[1]), war Friedrich Lempp, und daher hat schon Jacob Minor, wohl der genaueste Kenner dieser Dinge, der bis dahin unwidersprochenen Ansicht Ausdruck gegeben, daß der Raphael der Briefe kein anderer als der seit 1778 mit Schiller auf das innigste verbundene Lempp gewesen ist[2]).

[1]) Ein sehr interessanter philosophischer Brief Lempps an Schiller vom 10. September 1802 ist zuerst gedruckt bei Ernst Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben. Stuttgart 1896, S. 148 ff. — Den philosophischen Briefwechsel zwischen Lempp und Scharffenstein hat Jul. Hartmann a. a. O. S. 228 ff. abgedruckt.

[2]) Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. I, 236.

Eben in dieser Zeit des herzlich-brüderlichen Verkehrs mit Abels begabtem Schüler Lempp sind die „Philosophie der Physiologie“ und die beiden Festreden vom 10. Januar 1779 und vom gleichen Tage 1780 entstanden, deren philosophischer Gedanken-Inhalt sich auf das vollkommenste mit der Theosophie des Julius und der frühesten Schillerschen Gedankendichtung deckt.

Die erstgenannte Arbeit machte trotz mancher Mängel auf alle Freunde tiefen Eindruck. Herzog Karl Eugen, dem sein scharfer Verstand und das reiche Vergleichsmaterial seiner übrigen „Söhne“ (wie er die Karlsschüler nannte) ein sicheres Urteil ermöglichte, war in hohem Grade überrascht. Er tat den ungewöhnlichen Schritt, daß er die Arbeit dem Großbritannischen Legations-Rat Gottlieb Christian von Mosheim — Mosheim war tätiger Maurer — „in der Stille“ übersandte und diesen auf das „vorzügliche Genie des jungen Mannes“ ausdrücklich hinwies. Noch immer bestanden die Gegensätze, in denen sich der Herzog und seine Freunde zu den herrschaftslüsternen Gegnern befanden, und jener wie diese waren weitsichtig genug, um zu übersehen, was in diesen Kämpfen ein publizistisches Talent ersten Ranges, wie es hier heranwuchs, bedeuten konnte.

Von da an war ein stilles Einverständnis unter allen Nächstbeteiligten über die Förderung des „vorzüglichen Genies“ erzielt, und es läßt sich deutlich beobachten, daß jedes der beiden großen rivalisierenden Systeme, sowohl das neufranzösische der damals sogenannten strikten Observanz, dem Herzog Karl Eugen, Erbprinz Ludwig von Darmstadt, Dalberg und viele Fürsten und Herren angehörten, wie das neuenglische, zu dem sich Abel, Petersen, Lempp u. a. zählten, das aufkeimende seltene Talent heranzuziehen suchten. Das erste Ergebnis war, daß Herzog Karl Eugen gegen alles Herkommen den jungen Mediziner in zwei Jahren zweimal damit beauftragte, zur Geburtstagsfeier der Herzogin, seiner Gemahlin, die Festrede zu halten.

Beide Reden, sowohl diejenige, die am 10. Januar 1779 vorgetragen wurde — das Thema lautete „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ — wie die zweite, die „Die Tugend und ihre Folgen“ zum Gegenstande hatte, gaben dem jugendlichen Redner Gelegenheit, die Weltanschauung der „Theosophie“ öffentlich zu entwickeln. Die Liebe, hieß es in der zweiten Rede, die Liebe ist jene Macht in der Geisterwelt, die wir als Anziehungskraft in der Welt der

Körper beobachten. Das Wesen der Tugend ist Liebe zur Glückseligkeit; sie ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. In jauchzenden Tönen preist er die Liebe, die Erstgeborene des Himmels und die Weisheit, ihre schönste Gespielin. Die Liebe ist es, die aus der großen Welt der Geister eine Familie und aus soviel Myriaden Menschen die Söhne eines allliebenden Vaters macht. Wiederum spricht er vom All und von dem Weltsystem des Universums ganz im Sinne Platos und der Alleinslehre. Als Beispiel des Triumphs des Geistes über den Körper und für den Sieg des Menschen über das Schicksal beruft er sich auf Joseph Addisons († 1719) sterbenden Cato und beweist damit, daß ihm die Wortführer der alten Kultgesellschaften weit bekannter waren, als sie damals den Außenstehenden zu sein pflegten.[1]

In welchem Umfang Schillers Gedankenleben damals aufgewühlt war, und in welcher Richtung sich die gewaltigen Umwälzungen seines Denkens bewegten, das zeigen fast noch klarer als jene Bekenntnisse und Reden die Gedichte, die wir unter dem Namen der Laura-Oden zusammenzufassen pflegen. Es ist eine durchaus falsche Auffassung, wenn man diese Dichtungen lediglich als Erzeugnisse erotischer „Blutwallungen“ betrachtet; so stark hier Sinnenreize auch mitgespielt haben mögen, so verschmelzen sie sich doch in einem solchen Umfang mit höheren Gedanken und Gefühlen, daß man in den Laura-Gedichten sehr wohl die Vorläufer der gewaltigen Gedankendichtungen seiner Mannesjahre erkennen kann. Und wie diese gesamte Laura-Lyrik, soweit sie philosophische Gedanken wiedergibt, von den Ideen des Platonismus eingegeben ist, das hat Schiller in der Selbstanzeige seiner Lieder, die er im „Württembergischen Repertorium“ hat drucken lassen, angedeutet, ganz zu geschweigen, daß die neuere Forschung die Tatsachen an vielen Stellen klar erwiesen hat.[2] Gleich das erste der Laura-Gedichte, die „Phantasie an Laura“, führt uns in die Welt des Platonismus mitten hinein. Der Gedanke Platos, daß die Liebe die alles beherrschende Weltkraft ist, wird nach zwei Seiten hin ausgeführt: was die Anziehungskraft in der materiellen, das ist die Liebe in der moralischen Welt. Die Liebe

---

[1]) Daß auch der Einfluß Miltons in den damaligen Schriften Schillers hervortritt, s. bei Weltrich, Schiller, I, 399.

[2]) R. Weltrich, Friedrich Schiller. I, (1899) S. 442 ff.

als kosmische Kraft lenkt im Sinne Newtons die „Sphären in einander“:

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trauernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Gleichzeitig aber ist die Liebe auch das belebende Prinzip in der Welt der Geister:

Tilg die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Wer erinnert sich dabei nicht der oben erwähnten Verse:

Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele —

nämlich der Schwung des einen Rades Liebe.

Und das ist nun das wichtige in dieser Entwicklung: die Gedanken, die der jugendliche Schiller mit der lebhaftesten Begeisterung seiner reinen Seele erfaßt hat, sind das ganze Leben hindurch in Treue von ihm festgehalten und bewahrt worden. Die Denkart, in der er damals sozusagen neu geboren wurde, ist die Eigenart des Dichters und des Menschen in allen wesentlichen Punkten geblieben. Hier in diesen Anschauungen und seelischen Erlebnissen liegen die Keime für alle späteren geistigen Blüten und Früchte. Alle seine kleinen und großen Poesien wurzeln hier. Die Stimmungen, aus welcher das „Lied an die Freude“, „Die Künstler“, später die „Götter Griechenlands“, das „Ideal und das Leben“, die Gestalten des Don Carlos und des Marquis Posa hervorgegangen sind, klingen hier zum ersten Male an.

Weniger als vielen anderen großen Dichtern war es Schiller gegeben, die Dinge der Außenwelt, die er zu gestalten suchte, naiv in sich wiederzuspiegeln; er war kein naiver, sondern ein „sentimentalischer Dichter“, d. h., er maß alle Stoffe an einem ihm vorschwebenden sittlich-philosophischen Ideal, ja die Dinge hatten nur Wert für ihn, sofern er sie zu diesem Ideal in eine bestimmte Beziehung setzen konnte. Dies Ideal

schwebte Schiller in der Form einer festen Weltanschauung und Gesinnung vor, und diese Gesinnung hatte seit jener entscheidenden Epoche seines Lebens eine bestimmte und in sich abgeschlossene Gestalt gewonnen. Gerade für einen solchen Dichter war der feste Untergrund, den sein Denken nunmehr erhalten hatte, eine Voraussetzung jeder weiteren großen Wirksamkeit.

Und wie in jenem entscheidenden Zeitabschnitt der „Theosoph“ Schiller in fast fertiger Gestalt uns entgegentritt, so auch Schiller der Dramatiker. Und wie er im Gewande theosophischer Abhandlungen das hohe Lied der Weisheit und der Schönheit vortrug, so verkündete er im Gewande der dramatischen Dichtung den glühenden Freiheitsdrang und die Begeisterung für die Stärke, die er als höchste Zier echter Manneswürde betrachtete. Die Räuber gewannen Gestalt in Schillers Geiste.

Wir wissen nicht genau, wann die ersten Entwürfe des Dramas entstanden sind; sicher ist dagegen, daß die beiden Freunde, die bei der geistigen Neugeburt Schillers in erster Linie Pate gestanden hatten, Petersen und Abel auch die ersten waren, deren Ansichten Schiller über sein rasch hingeworfenes Werk einholte[1]).

Offenbar reichen die Anfänge bis tief in die akademischen Jahre, die Schiller am Schlusse des Jahres 1780 beendet hatte, zurück und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Herzog, der durch seine Organe alles erfuhr, schon frühzeitig von dem Stück und seinen revolutionären und rohen Scenen Wind bekommen hat. Jedenfalls ist sicher, daß die Sympathie, mit der Karl Eugen noch Schillers Festrede vom 10. Januar 1780 angehört hatte, im Laufe des Jahres stark erkaltete. Hatte er doch Schiller nicht einmal den Grad eines Chevaliers erteilt und ihn in den „kleinen akademischen Orden“ aufgenommen, in dem die Mitglieder des neufranzösischen Systems ihre künftigen Ordensglieder zu sammeln pflegten, ja er hatte sogar dem zeitweilig bevorzugten „Sohne“ eine amtliche Stellung gegeben, die Schiller als eine Art von Zurücksetzung betrachtete. Es war klar, daß Schiller, solange er an derartigen revolutionären Dramen arbeitete, auf eine Beförderung durch den Herzog nicht zu rechnen hatte.

---

[1]) Jul. Hartmann a. O. S. 188.

Schiller, der wohl wußte, wie viel für die Aufnahme seines Erstlingswerkes von der Stellungnahme Weimars abhänge, hatte das Glück, in Friedrich August Clemens Werthes, der seit dem Frühjahr 1781 Professor der italienischen Literatur an der Akademie war, einen Fürsprecher zu finden. Werthes war damals wohl der einzige Stuttgarter Freund, der zu Goethe und Wieland persönliche Beziehungen besaß. Werthes, als Pfarrerssohn in Buttenhausen in Württemberg 1748 geboren, hatte seine Ausbildung in Mannheim und Düsseldorf erhalten, in Venedig, Lausanne, Münster und Erfurt gelebt, war im Jahre 1774 im Hause Friedrich Heinrich Jacobis Goethe persönlich näher getreten, und war dann Hauptmitarbeiter und zeitweilig Mitredakteur des „Teutschen Merkur" unter Wielands Leitung geworden. Zugleich aber hatte er vertraute Verbindung mit den Brüdern des Hainbundes angeknüpft, war auch wie die Mehrzahl der letzteren Maurer geworden.

Werthes war es dann, der auf Schillers Bitte die Räuber an Wieland schickte, durch den auch Goethe das Drama erhielt, und es befestigte Schillers Stellung in Stuttgart, wo er zwar von einigen schon damals gerühmt wurde, aber nach einer Äußerung Friedrich Nicolais doch sehr unterdrückt war[1]), daß freundliche Äußerungen Wielands bald in Stuttgart bekannt wurden. Das war es, was Werthes im Interesse Schillers gewünscht hatte, obwohl ersterem abweichende vertrauliche Bemerkungen Wielands und Goethes bekannt waren, die er nicht weiter gegeben hatte.

Ebenso wie einst Karl Eugen in der Zeit, als er Mosheim die Arbeit des jungen Genies schickte, den Wert einer solchen publizistischen Kraft erkannt hatte, ebenso sahen Freunde wie Werthes, Abel, Petersen, Nicolai und andere damalige Wortführer des neuenglischen Systems, das einst dem Herzog die Anerkennung

---

[1]) Abel und Petersen haben sich die größte Mühe gegeben, dem aufstrebenden Talent Helfer zu schaffen und u. a. im Jahre 1781 eine Beziehung zu dem Göttinger Historiker Spittler vermittelt. Aber der erste bekannte Literat, der, von den Brüdern angeregt, seinerseits dem „Unterdrückten" die Hand entgegenstreckte, war Fried. Nicolai, der den jungen Poeten im Juli 1782 persönlich aufsuchte. Schiller schrieb in Nicolais Stammbuch:

> „Ein edles Herz und die Musen verbrüdern die entlegensten Geister. Dieses erlaubt mir, mich ihrer wertesten Freundschaft zu empfehlen".

(s. Fritz Jonas in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXV, 94.)

als Mitglied verweigert hatte[1]), die Bedeutung ein, die eine so gewaltige literarische Kraft unter Umständen gewinnen konnte.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Abel, der bei dem Besuch des Erzherzogs Joseph in Stuttgart, der im Jahre 1780 den Kaiserthron bestieg, die Festrede gehalten hatte, sich die Gunst dieses Fürsten erworben hatte und durch hochangesehene Freunde, wie den Grafen Kinsky, in dauernder Verbindung mit dem Wiener Hof und dem Kaiser geblieben war. In ähnlicher Weise war auch Werthes dadurch in Wien sehr gut beglaubigt, daß er mit dem Vizekanzler der Hofkanzlei, dem Freiherrn Tobias von Gebler in vertrauten Beziehungen stand, und es hängt damit zusammen, daß Werthes im Jahre 1783 nach Wien ging und im Kaiserstaat eine Anstellung erhielt. Das waren bei den bekannten Gesinnungen Josephs Verbindungen, die einem Freunde beider Männer selbst gegen starke Hände Schutz gewährten, wenn Abel und Werthes einen solchen etwa für erforderlich hielten.

Ebenso wie zum Kaiserhofe unterhielten Werthes und Abel sehr vertraute Beziehungen zu Mannheim und Heidelberg, wo sie häufiger persönlich verkehrten. Insbesondere wissen wir durch zufällige Umstände, daß Werthes im April 1781 mit einer Anzahl angesehener und einflußreicher Brüder an der Einweihung einer damals begründeten Loge zu Worms teilgenommen hat, deren Leitung Wolfgang Heribert von Dalberg übernahm und deren Mitglieder unter anderen neben Werthes der Bruder Heriberts Friedrich Hugo von Dalberg, der Prof. und Kirchenrat Karl Kasimir Wundt, die Hofgerichtsräte Ludwig Freiherr von Hövel und J. C. Tillmann, der Freiherr Jos. von Bentzel, u. a. waren.[2]) Es war eine für die gesamte Entwickelung des Bundes in Süddeutschland wichtige Tatsache, daß die Dalberge, „des heiligen römischen Reiches vorderste Erbritter“, sich in dieser Weise an die Spitze der Bewegung gestellt hatten.

Eben in denselben Wochen, wo diese Dinge sich vollzogen, war Wilhelm Petersen, der schon längst in Mannheim, Frankfurt,

[1]) Nach den im französischen Ordens-Systeme geltenden Grundsätzen konnten Fürsten Mitglieder des Ordens werden, ohne daß sie sich einer förmlichen Aufnahme unterzogen hatten; das war nach den Grundgesetzen des neuenglischen Systems nicht möglich; es sind dieses Punktes wegen viele Differenzen entstanden. Vgl. Keller, Die Tempelherrn und die Freimaurer. Berlin, Weidmann 1905.

[2]) Eine Liste der Teilnehmer besitzen wir nicht. Im übrigen beruhen die obigen Notizen auf urkundlichen Quellen.

Speyer, Worms u. s. w. Beziehungen besaß, wieder einmal in diesen Gegenden, und er ist es dann bekanntlich gewesen, der durch seine Vermittlung das Erscheinen von Schillers Räubern im Mai 1781 und ferner Schillers Beziehung zu dem Buchhändler Christian Friedrich Schwan hergestellt hat.

Der damalige Hofkammerrat und Buchhändler Schwan war wie Harper und andere ein Brandenburger (geb. 1733 zu Prenzlau) und hatte ursprünglich Theologie studiert. Dann war er Schriftsteller geworden, hatte lange im Ausland gelebt und im Jahre 1765 die Tochter des Frankfurter Buchhändlers Eßlinger geheiratet. Von hier nach Mannheim übergesiedelt hatte er ähnlich wie um dieselbe Zeit der Buchhändler Joh. Jac. Kanter in Königsberg[1]) und Joh. Friedr. Hartknoch in Riga[2]) sein gastfreies Haus zum literarischen Mittelpunkte der Freunde gemacht.

Wir wissen nicht, durch wessen Vermittlung Petersen gerade mit Schwan bekannt geworden war, erfahren aber durch Schwan selbst, daß er in Stuttgart Bekannte, darunter den Hofrat Kazner, besaß, welch letzter damals tätiges Mitglied der Loge „Zu den drei Cedern“ gewesen ist. Man darf aus diesen wie anderen Anzeichen schließen, daß Schwan ebenso wie Eßlinger, Kanter, Hartknoch und sehr viele andere Buchhändler durch seine Eigenschaft als Maurer mit Petersen bekannt geworden ist.

Schwan erzählt uns nun in seinem Briefe vom 11. August 1781 an Schiller, worin er diesen als „Wertesten Freund“ anredet, daß er sich sofort nach Empfang der Räuber in Schillers Interesse zu Dalberg begeben hat und der erste war, der dies tat. „Voller Enthusiasmus, sagt Schwan, lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt und las sie ihm brühwarm vor.“

Damit waren Verbindungen eröffnet, die für Schillers Entwicklung entscheidend geworden sind. Nachdem Dalberg im Jahre 1781 auf Schwans Wunsch einige ermutigende Zeilen an das junge Genie, das der Ermunterung so sehr bedurfte, gerichtet hatte, antwortete Schiller: „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstück hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es hochdenenselben auch die Welt.“

Mit diesen Worten kennzeichnet Schiller besser als seine späteren Biographen die Bedeutung, die Dalberg für den Dramatiker

1) Vergl. MCG, 1903, S. 253 ff.
2) Vergl. MCG, 1903, S. 262 ff.

Schiller gewonnen hat. Die meisten beurteilen die Taten der helfenden Freunde so, als ob diese schon damals den gekrönten Dichterfürsten und den ewigen Liebling der Nation vor sich gehabt hätten. Man darf doch nicht vergessen, daß Dalberg wie Schwan, Klein, Beck und alle die anderen Mannheimer Freunde einen allerdings hochbegabten, aber mit sich selbst über Mittel und Ziele unklaren, mißvergnügten, oft cynischen und breitspurigen und unreifen jungen Mann vor sich hatten, der ein in seiner ersten Anlage unzweifelhaft revolutionäres und gar nicht bühnenfähiges Stück an einem kurfürstlichen Theater und in einer katholischen Residenzstadt aufgeführt zu sehen wünschte. Welcher katholische Hofintendant würde heute ohne weiteres ein Stück wie die Räuber von einem unbekannten jungen Manne auf die Bühne zu bringen wagen? Hatte doch Schiller selbst nicht gewagt, dem Stücke seinen Namen vorzusetzen!

Dalberg hatte doch in solchen Angelegenheiten bereits entmutigende Erfahrungen hinter sich. Der Versuch, das dramatische Werk eines damals bereits berühmten Dichters, nämlich Lessings Nathan, aufzuführen, den er bei Lebzeiten des Verfassers — Lessing starb am 15. Februar 1781 — gemacht hatte, war am Widerstand der Geistlichkeit gescheitert, und Dalbergs Stellung seinem von der Gesellschaft Jesu beherrschten und geleiteten Landesherrn gegenüber war durch diesen mißlungenen Anlauf natürlich lediglich erschwert worden. War nicht jetzt, auch wenn Dalberg sich für die Räuber einsetzte, ein ähnliches Mißlingen wahrscheinlich? Neben dem Hofintendanten und unabhängig von ihm stand doch die staatliche Zensurbehörde, die sich ihre Verhaltungslinie vornehmlich von den leitenden kirchlichen Kreisen vorzeichnen ließ.

Wenn Dalberg nicht starke Kräfte auf seiner Seite wußte, konnte er, ohne seine Stellung ernstlich zu gefährden, das neue Stück selbst in der abgemilderten Form, die er verlangte, kaum zur Aufführung annehmen, und es ist für den Kenner der geistigen Mächte, die sich damals unter Begünstigung des Kaisers Joseph II. gerade in der Pfalz gewaltig regten, nicht zweifelhaft, wo diese Kräfte gefunden worden sind; bis tief in die Hofgesellschaft hinein waren diese Kräfte still aber wirksam an der Arbeit.

Außerdem aber lebte Dalberg als Intendant des Nationaltheaters seit der Übersiedelung Ifflands und der Hauptmitglieder des Gothaer Hoftheaters nach Mannheim im J. 1779 in der

Umgebung von begabten und tätigen Männern, die sämtlich von den Toleranzgedanken Kaiser Josephs — außer Iffland und Anton von Klein waren Heinrich Beck (1760-1803), der nachmalige intime Freund Schillers, Michael Boeck (geb. 1743 zu Wien, gest. 1793 zu Mannheim) und Joh. David Beil (geb. 1754 zu Chemnitz, gest. 1794) Maurer — tief durchdrungen waren; und nach der Art, wie Dalberg die Geschäfte zu behandeln pflegte, waren die Wünsche dieser seiner ausführenden Organe für ihn doch sehr erheblich. [1])

Es scheint, daß auf seine immerhin verantwortungsvolle Entschließung auch einige Kritiken der Räuber nicht ohne Einfluß geblieben sind, die gerade in der Zeit der Verhandlungen der Öffentlichkeit übergeben wurden. Die erste — es ist überhaupt die erste öffentliche Kritisierung eines größeren Schillerschen Werks, die wir kennen — erschien in der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung", am 24. Juli 1781 — eine Besprechung, die das dichterische Talent des Verfassers in hohen Tönen pries und außerdem betonte, daß der Verfasser „ein warmes Herz voll Gefühl und Drang für die gute Sache hat". Welche „gute Sache" damit gemeint war, sagt der Verfasser nicht, sicher ist aber, daß die „Erfurtische Gelehrte Zeitung", wie die meisten ähnlichen Wochenschriften, ihre Hauptmitarbeiter unter den Vorkämpfern der Humanität besaß. Man hat vermutet, daß Abel der Verfasser gewesen ist; die Frage ist nicht erheblich, wohl aber ist es interessant, zu erfahren, aus welchen Gründen der persönliche Freund Schillers, der sie verfaßt hat, gerade die Erfurter Zeitung gewählt hat. In Erfurt war der Bruder Heriberts, der nachmalige Erzbischof von Mainz, Karl Theodor Anton Maria von Dalberg — ein eifriger Maçon —

[1]) Aus einem Schreiben des Theater-Ausschusses d. d. Mannheim, vom 22. August 1781, an Dalberg, unterzeichnet David Beil, Wilhelm August Iffland, Johann Georg Kirchhöffer, Heinrich Beck (Wilhelm Koffka, Iffland und Dalberg, Leipzig 1865, S. 90 ff.), ergibt sich, daß Dalberg seinen Mitarbeitern eine viel größere Mitwirkung gewährte, als man sie sonst an fürstlichen Bühnen damals kannte. — Beil, der an erster Stelle unterzeichnete und der nach Friedr. Ludw. Schröders Urteil der begabteste war, war von Haus aus Jurist und schrieb selbst Dramen. Er hatte sich in Erfurt besonders das Wohlwollen des Statthalters Karl Maria von Dalberg erworben, als er an der dortigen Speichschen Bühne wirkte. — Beck, früher Mitglied der Eckhofschen Gesellschaft, war längere Zeit Sekretär der Loge „Zum Rautenkranz" in Gotha, während gleichzeitig Hardenberg das Schatzmeisteramt bekleidete. — Die Porträts von Iffland, Beil, Beck, auch von Joh. Michael Bock s. bei Wychgram, Schiller S. 73 ff.

Statthalter, und es war bekannt, daß der willensstarke und kluge Karl Theodor auf den schwachen Heribert sehr großen Einfluß besaß[1]). Dieselbe Erfurter Zeitung war die erste, die im Oktober 1781 in die Lage versetzt worden war — durch wen, wissen wir nicht — den Schleier des Geheimnisses, der über der Verfasserschaft ruhte, zu lüften. Am 28. September 1781 hatte die von Haug herausgegebene Zeitschrift: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“, bei einer kurzen Anzeige der Räuber, den Namen noch verschwiegen, aber die für den Intendanten in Mannheim gut berechnete Notiz gebracht, daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, „wers nun verlegen, wers zuerst aufführen soll“. Am Schlusse des Jahres 1781 waren die Freunde soweit, daß Dalberg den kühnen Schritt zu tun sich entschlossen hatte; am 13. Januar 1782 gingen die Räuber zum ersten Male in Gegenwart des mit dem getreuen Petersen heimlich und ohne Urlaub nach Mannheim geeilten Dichters in Szene: Iffland gab den Franz Moor, Boeck den Karl, Beil den Schweizer und Kirchhöffer den Grafen Maximilian von Moor. Dalberg, Klein und Petersen, die einzigen, die um Schillers Anwesenheit wußten, weilten in der Umgebung des tief bewegten Dichters. Das Publikum ward wie von einem gewaltigen Feuerstrom der Begeisterung ergriffen: Akteure und Statisten wurden — so wird uns berichtet — zuerst davon erfaßt und rasch ergossen sich die Flammen auf alle, die unter den gewaltigen Eindruck geraten waren. Eine entscheidende Tat der deutschen Geistesgeschichte hatte sich vollzogen.

Die Räuber waren der leidenschaftliche Aufschrei eines schwer bedrückten Gemüts nach persönlicher Freiheit, und man hat mit Recht gesagt, daß derselbe Dichter, indem er bald nach der Fertigstellung der Räuber den Fiesco und dann Kabale und Liebe schuf, den lauten Ruf nach der die persönliche Freiheit bedingenden politischen Freiheit und den Kampfruf wider die soziale Knechtung, die das Naturrecht der echten Liebe in Fesseln schlägt, in die Welt hat ertönen lassen. Was Hunderttausenden damals auf der Zunge schwebte, das erhielt in

[1]) Schiller schreibt am 10. November 1789 aus Jena: „Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim selbst, ein Etablissement verschaffen, entweder bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg. Sein Bruder muß alles thun, was er will . . .“ (Jonas, Briefe II, 364).

Schillers dichterischer Begeisterung seinen beredten Ausdruck und fand in Deutschland, ja in Europa, mächtigsten Widerhall.

Indessen konnte den tieferblickenden Freunden nicht entgehen, daß der Dichter trotz seiner gewaltigen Kraft über die Stufe der Lehrlingszeit noch nicht hinaus war. Allen diesen Stücken haftete ebenso wie der Persönlichkeit des damals etwa zweiundzwanzigjährigen Jünglings etwas krampfhaftes, wildes, übertreibendes, schwülstiges und oft sogar geschmacklos phrasenhaftes Wesen an, das der abgeklärten Lebensweisheit durchaus ermangelte und wohl imstande war, die Gemüter der breiten Massen, die sich seiner Führung anvertrauten, zu verwirren. Die Gegner hatten nicht ganz unrecht, wenn sie von revolutionären Gefahren sprachen, und jedenfalls bot die ungezügelte Leidenschaft dieser Poesie ihnen eine leichte und bequeme Handhabe, um mit Hülfe der Polizei und des fürstlichen Absolutismus eine fernere ähnliche Wirksamkeit zu unterbinden. Herzog Karl Eugen hatte trotz seines jähzornigen Temperaments die Räuber mit äußerlicher Ruhe aufgenommen, auch den ersten militärischen Ungehorsam seinem Regiments-Medikus schweigend nachgesehen. Als sich Schiller aber im Mai 1782 herausnahm, zum zweiten Mal ohne Urlaub nach Mannheim zu fahren, da riß dem Herzog die Geduld: Schiller erhielt 14 Tage Arrest und den Befehl, fernerhin keine Dramen oder sonstige Poesien drucken zu lassen.

Das ertrug nun das brausende Genie eine Weile. Die Überzeugung, daß seine Entfernung aus Stuttgart mit den Pflichten, die er dem Herzog gegenüber übernommen hatte — er war auf dessen Kosten neun Jahre lang ausgebildet worden — wie mit dem abgelegten Eide nicht vereinbar war, war doch stark in ihm lebendig, und er mußte sich zugleich sagen, daß der Herzog das Recht und die Macht hatte, ihn im Falle des Ungehorsams seine schwere Hand ebenso fühlen zu lassen, wie er sie Schubart, Moser und andere hatte fühlen lassen, gleichviel wo er in Deutschland weilte. Trotz alledem geschah das Unerwartete. In der Nacht vom 22. auf den 23. September 1782 zerbrach Schiller die Fesseln: unter Preisgabe seiner Existenz, seiner Zukunft und seiner Familie, die seine Schriften mißbilligte, floh Schiller ohne Plan, ohne Mittel und ohne jeden äußeren Anhalt aus seinem Kerker. Er war desertiert und nach den militärischen Strafgesetzen als Deserteur zu behandeln und auszuliefern.

Sicher war dem Flüchtling nur die drohende Verfolgung seines mit Recht gereizten Landesherrn, der wiederholt gezeigt hatte, mit welchen Mitteln er seine ungehorsamen Untertanen zu fassen und zu zügeln wußte.

Die Sache machte, da die sensationslüsterne Presse ihr die weiteste Verbreitung gab, in ganz Deutschland das größte Aufsehn, an den Höfen, wo man dem Herzog von Württemberg nicht viel Gutes gönnte, wie unter den Literaten, den Schauspielern und in allen bürgerlichen Kreisen, die soeben die Räuber gesehen oder gelesen hatten, nahm man für oder wider Partei und sah dem Ausgange des Konfliktes mit Spannung entgegen. Fast ebenso sehr infolge dieser Affäre wie durch seine Räuber ward der Name Schiller plötzlich zum Gegenstand des Tagesgesprächs in den weitesten Kreisen geworden.

Es war durch die Verhältnisse gegeben, daß Schiller sich nach Mannheim wandte, obwohl er sich sagen mußte, daß der einflußreichste dortige Freund, Dalberg, dem Zorn des Herzogs von Württemberg unmöglich offen Trotz bieten konnte.

In diesem Augenblick, wo alle die vornehmen Gönner und Freunde, die Schiller später finden sollte, versagten, in diesem Augenblick, wo er vor tiefster Not und vielleicht vor dem Untergang stand, da zeigte es sich, daß oft gerade solche Männer, wie Schiller sie in seinem Verkehr mit Steinmetzen, Musikanten und Malern kennen gelernt hatte, das Herz am meisten auf dem rechten Flecke haben. Johann Andreas Streicher (geb. 1761 zu Stuttgart), Sohn des Steinmetzmeisters Streicher und seiner Frau Sophie Barbara Hofer, Musiker, war im Frühjahr 1781 mit Schiller bekannt geworden und es hatte sich bald eine innige Freundschaft entwickelt. Fast täglich sahen sich die beiden und als Schiller verstimmt und krank aus Mannheim zurückkam, war Streicher der erste, in dessen Arme Schiller eilte. Mit diesem jungen Steinmetzen-Sohn verabredete Schiller, und mit ihm allein, die Flucht aus Stuttgart. In Mannheim angekommen, waren es die Kreise jener einfachen Männer vom Theater, die seine Räuber gespielt hatten, bei denen er offene Herzen fand. Auf ihren Rat zog sich Schiller unter falschem Namen mit Streicher nach Oggersheim zurück. Streicher gab Musik-Stunden, um für sich und Schiller den Lebensunterhalt zu verdienen.

Inzwischen waren aber auch die einflußreicheren Freunde in ihrer Art in Tätigkeit getreten. Schiller mußte, wie einst Luther

auf der Wartburg, zunächst verschwinden. Frau von Wolzogen bot ihr einsames Landgut an: im Dezember 1782 ging Schiller nach Bauerbach bei Meiningen und blieb hier in steter Besorgnis, entdeckt zu werden, und gequält von dem Gedanken, dem Frau von Wolzogen gelegentlich Ausdruck gegeben hatte, daß der Herzog, sobald er Wind bekomme, an ihren Söhnen Rache nehmen werde; da Schiller nicht einsah, wie und wann der Herzog versöhnt werden könne, so machte er sich mit dem Gedanken vertraut, hier in der Stille ganz zu bleiben — oder auszuwandern.

Es ist einstweilen völlig unaufgeklärt, wodurch Schiller in die Lage gekommen ist, sich schon im Sommer 1783 öffentlich in Mannheim zu zeigen, und wie Dalberg es wagen konnte, ohne die Rache Karl Eugens zu fürchten, den Deserteur als Theaterdichter anzustellen. Unsichtbare, aber mächtige Hände sind hier im Spiele gewesen.

Freilich ist die Aktion dieser Unsichtbaren schließlich nur dadurch zum Ziele gekommen, daß gewisse notwendige Voraussetzungen eintraten. Schon längst hatten die Freunde und Brüder mit Bedauern gesehen, welch breiten Raum gewisse Rousseausche Ideen in Schillers Geist behaupteten.[1]) Rousseau, obwohl in mancher Richtung ausgegangen von der Weltanschauung des Platonismus und des Humanismus, hatte diese Basis durchaus verlassen und war mithin kein sicherer Führer auf dem Wege, auf dem Dalberg und Abel und andere Freunde, die wir kennen lernen werden, das junge Genie zu sehen wünschten. War es nicht möglich, durch brüderliche und freundschaftliche Einwirkung erziehend auf Schiller einzuwirken?

Dalberg, der durch seine Stellung und durch das Entgegenkommen, das er Schiller bewiesen hatte, das erste Recht dazu besaß, hatte schon vor der Katastrophe des September 1782 die einleitenden Schritte in dieser Richtung getan. Um Schiller von den politischen und sozialen Problemen auf andere Stoffe zu führen, hatte er die Blicke des mutigen Kämpfers auf ein anderes Gebiet gelenkt, das den Ideen der josephinischen Reformen entsprach, auf den Kampf um die Geistesfreiheit. Im Sommer 1782 machte Dalberg den nach neuen dramatischen

[1]) Vergl. über den großen Einfluß Rousseaus auf Schiller, der sich bis zur Entstehungszeit des Don Carlos erstreckt, Dr. Johannes Schmidt, Schiller und Rousseau. Berlin, Carl Habel (Virchow und v. Holtzendorff, Sammlung etc.) 1876.

Stoffen suchenden Dichter auf eine Erzählung des im Jahre 1639 geborenen, damals fast völlig verschollenen Abbé St. Real aufmerksam, die dieser unter dem Titel „Dom Carlos, Nouvelle historique“ veröffentlicht hatte, und Schiller — er bestätigt es uns in einem Briefe vom 17. Juli 1782 — ging mit Wärme auf den Gedanken, den Dalberg in seine Seele gesenkt hatte, ein. Der Umstand, daß Schiller sofort nach der Ankunft in Bauerbach mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen wegen Beschaffung des Materials für Don Carlos in Beziehung trat, läßt auf bestimmte Abreden schließen. Dies wird bestätigt durch die Notiz eines Schillerschen Briefes vom 27. März 1783, worin er Reinwald mitteilt, daß das „Mannheimische Theater dieses Sujet von ihm bearbeitet wünsche“. Mitte April ist er für die Dalbergsche Idee schon ganz enthusiasmiert. „Ich muß Ihnen gestehen,“ schreibt er am 14. April 1783 an Reinwald, „daß ich ihn (Don Carlos) gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewiz an Don Carlos und Julius abmessen . . . Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewiz Julius und den Puls von mir.“ Daraus erhellt, daß Don Carlos schon damals dem Dichter als das Werk vorschwebte, nach dem die Welt seine Bedeutung abschätzen sollte.

Wenn man das erwägt, so gewinnt eine Wendung desselben Briefes, die seine Stellung zu dem Dalbergschen Thema blitzartig beleuchtet, eine doppelte Bedeutung. „Ich will es mir“, schreibt er, „in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“. . . .

Es lag auf der Hand, daß bei Schillers Naturell, der der freundschaftlichen Anlehnung so dringend bedurfte, der Fortschritt auf dem glücklich begonnenen Wege nur dann mit einiger Sicherheit zu erwarten war, wenn er mit den alten Freunden und Brüdern in persönlicher Verbindung blieb. Dalberg, der das Versteck in

Bauerbach kannte, unterbrach den Briefwechsel mit dem Flüchtling absichtlich nicht. Er schrieb zu Beginn des Jahres 1783 an den „Dr. Ritter“ in Bauerbach einige freundliche und ermutigende Worte, die weiteres offen ließen. Am 3. April antwortete Schiller, was Dalberg gern hörte, daß er gegenwärtig „an einem Don Carlos“, einem „Sujet, das ihm sehr fruchtbar scheine und das er Sr. Excellenz zu verdanken habe“, arbeite.

Indessen wurde freilich Schillers Lage begreiflicher Weise immer unbehaglicher und so entschloß er sich, mit den Freunden an der Akademie in Beziehung zu treten und dorthin einen Brief zu schreiben, der zweifellos zur Vorzeigung bestimmt war.

Dieser Brief vom 19. Juni 1783 — er ist offenbar an Lempp gerichtet gewesen[1]) — ist so merkwürdig, daß wir ihn hier seinem vollen Inhalt nach hersetzen wollen.

Mein liebster Freund

Mein Schicksal hat mich nun hieher geführt. Schon oft wolt ich Dir schreiben, aber da ich unter so mislichen Umständen reise, so traue ich den Posten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger in solchen Briefen, die in die Academie gehen. Man hat euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeschwazt wie mir Wieland bei seiner Durchreise in Mannheim erzählt hat. Ich hatte die Bekantschaft eines Engelländers gemacht, der seine Grosmuth an mir zeigen wolte, allein Du weist, daß der Mann, dem ich mich ganz überlassen soll, nicht von so gemeinem Schlag seyn darf. Schwazte ich Dir doch nicht immer als wir noch beisammen waren von meinen Schiksalen ohngefehr so, wie sie nun worden sind? Ich kanns nicht mehr so leiden. Überall finde ich zwar immer manche trefliche Leute, und vielleicht könnte ich noch wohl mich an einem Orte niederlassen, aber ich mus fort, ich will nach America und dies soll mein Abschiedsbrief seyn. Ich kenne Deine Freundschaft, und weis, Du wirst mir mehrere Gründe anführen, die mich zurückhalten solten — aber ich bleibe bei Sterne's Grundsatz — wo man keinen Rath annehmen will, mus man auch nicht um Rath fragen. Ich habe von einem hiesigen Handelshaus genauen Unterricht von meiner Reise bekommen. Aber, wirst Du fragen, was drinnen thun? Das sollen Zeit und Umstände bestimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachläsigt — auch die Philosophie könnte ich dort vielleicht als Professor lehren — vielleicht auch ins politische mich einlassen — vielleicht auch garnichts von allem. Aber Trauerspiele werde ich deswegen nicht aufhören zu schreiben — Du weist, daß mein ganzes Ich daran hängt. Wenns eine Gelegenheit giebt, sollst

1) Dieser Ansicht ist unter zutreffender Begründung auch Fritz Jonas, Schillers Briefe I, 135 f. — Der Brief ist aus Frankfurt datiert, während Schiller in Bauerbach war. Darauf bezieht sich offenbar eine gleichzeitige, vertrauliche Notiz der Frau von Wolzogen über Schillers neuerliches Versteckenspielen.

Du Nachricht von mir aus America haben, vielleicht schreib ich Dir noch einmal aus den Niederlanden. Lebewohl teuerster Freund und fahre fort mich zu lieben, wie Dich liebt

Dein

ewig treuer Freund

Schiller.

Grüße Petersen, Atzel, Abel etc. und wer sonst noch meinem Herzen theuer war.

Es ist sehr erklärlich, daß die Freunde durch ein derartiges Schreiben in starke Bewegung kamen; was sie daraufhin getan haben — wir kennen die einflußreiche Stellung Abels und Dalbergs im Bunde — wissen wir nicht; sicher ist nur, daß Schiller sechs Wochen später sein Versteck aufgab und unter seinem wahren Namen in Mannheim erschien, und daß Dalberg dem Dichter seine Bestallung als Theater-Dichter aushändigen konnte. Der Deserteur war stillschweigend begnadigt worden.

Als der bis dahin verschwundene Schiller im Herbst 1783 als Mannheimer Theaterdichter wieder in der Öffentlichkeit erschien, da war es klar, daß der junge Mann einen Erfolg über seine Widersacher erzielt hatte. Um so mehr richteten sich aller Augen auf Mannheim und auf die neue Berühmtheit, die am literarischen und in gewissem Sinne auch am politischen Himmel aufgestiegen war. Denn das war schon im Jahre 1783 völlig deutlich, daß der Name Schiller von jetzt an ein bestimmtes Programm im öffentlichen Leben bedeutete.

Dem weltfremden, überschäumenden und leicht verstimmten Dichter, der der Freundschaft und der Anlehnung im hohen Grade bedurfte, wurde es außerordentlich schwer, in Mannheim festen Fuß zu fassen. An dem guten Willen geistesverwandter Menschen, ihn näher an sich heranzuziehen, fehlte es keineswegs, und insbesondere empfing er von seiten derer, deren helfende Hand er öfter empfunden hatte, fortgesetzt Beweise der Liebe und Freundschaft. Dalberg zog ihn in sein Haus, Schwan und Beck nahmen sich seiner auf das herzlichste an, und vor allem kamen die Brüder aus Stuttgart, Heidelberg und aus andern Orten, um ihn zu ermutigen und zu stärken; die schweren Kämpfe, in die er durch das Eintreten für seine Überzeugungen geraten war, hatten gerade bei denen, für die er kämpfte, Dankbarkeit und Teilnahme erregt.

Am 11. und 12. September 1783 sandte er an seine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, seinen ersten Bericht aus Mannheim. Er berichtet über die freundliche Aufnahme, die er bei Dalberg und Schwan und anderen gefunden habe und fährt dann fort: „Ja, meine Freundin", schreibt er, „ich habe eine Flut von Geschäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein ganzes Leben entscheiden[1]). Wir haben" — fährt Schiller im unmittelbaren Anschluß an diese Betrachtung fort — „wir haben einmal von der Freimaurerei miteinander gesprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von der ausgebreitetesten Kenntnis und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen[2]) Freimaurerlisten stünde und mich inständigst gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin tun würde, vorher mitzuteilen, er versichert mir auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei. Dem sei wie ihm wolle, ich werde jetzt anfangen, mit aller Anstrengung fleißig zu sein und mich in mehreren Fächern versuchen. Verlassen Sie sich darauf, daß Sie mich etwas gescheidter wiederfinden"[3]).

Merkwürdig, daß Schiller diese Notiz im Zusammenhange mit den Worten niedergeschrieben hat, wonach seine Zukunft sich jetzt entscheiden müsse. Der Versuch, den die Freunde durch den „reisenden Maurer von der ausgebreitetesten Kenntnis" machten, um Schiller einen sicheren Halt zu bieten, schlug fehl. Ob Frau von Wolzogen ihn nach einem Jahre wirklich „etwas gescheidter wiederfand"? Der Ausgang seines Mannheimer Aufenthalts spricht nicht dafür.

Es blieb den Freunden zunächst nichts übrig, als ihm auf anderem Wege helfend zur Seite zu stehen. Die Organisation, in der sich die Brüder der Pfalz, soweit sie literarische Interessen hatten, ein Organ für ihre öffentliche Betätigung geschaffen hatten, war die „Deutsche Gesellschaft", an deren Spitze Dalberg stand und deren Geschäftsverweser der Professor Anton von Klein war. Herzog Karl Theodor hatte es für zweckmäßig gehalten, der Gesellschaft einen halboffiziellen Charakter zu geben, und sie war infolge dessen lediglich in den Formen eines Vereins tätig,

---

1) Von uns gesperrt. Der Verfasser.

2) Von Schiller gesperrt, bezw. unterstrichen.

3) Jonas, Schillers Briefe I, 154 f.

oder, wie man damals sagte, eine „öffentliche Deutsche Gesellschaft“. Am 8. Januar 1784 wurde „der durch seine Gedichte bekannte Literat Schiller“ zum Mitgliede dieser Gesellschaft gewählt. Indem Herzog Karl Theodor die Wahl bestätigte, war dieser von nun an von fürstlicher Seite in aller Form rehabilitiert. Hier kam Schiller auch mit dem Hofkammerrat und Dichter Frhrn. Otto von Gemmingen, dem Kirchenrat und Schriftsteller Johann Friedrich Mieg[1]), der damals in Heidelberg wirkte, und anderen angesehenen Freimaurern der Pfalz in persönliche Berührung.

Schiller schätzte die Mitgliedschaft sehr hoch ein. „Mir war, schreibt er am 1. Juli 1784 an Petersen, die Deutsche Gesellschaft äußerst angenehm, denn durch sie habe ich wieder ein Vaterland und die besseren Verbindungen, die mir jetzt doppelt zustatten kommen, da ich entschlossen bin, auf Michaelis in Heidelberg Doktor zu werden und mich auf immer hier zu etablieren.[2])“ Wie wenig der weltfremde Dichter die wirkliche Lage, in der er sich schon bei Absendung dieses Briefes befand, erkannte, das sollten schon die nächsten Monate lehren.

Schon ehe diese Verbindung hergestellt war, hatte Schiller einen näheren Anschluß an einflußreiche Angehörige der damals von Dalberg, Knigge, Wundt, Zentner und Mieg geleiteten Loge in Heidelberg auf eine bis jetzt nicht aufgeklärte Weise gefunden. Diese Brüder hatten Schiller, der im August 1783 mit ihnen in Heidelberg zusammen gewesen war, ihren Gegenbesuch versprochen und unter dem 14. April 1784 schrieb der Dichter an den Freiherrn von Knigge und lud ihn ein, in Gemäßheit der Zusage mit den Freunden nach Mannheim zu kommen und an der Aufführung von Kabale und Liebe teilzunehmen.[3]) Im Juni 1784 war dann Schiller wieder in Heidelberg.

Gleichzeitig suchten auch die fernen Freunde Schillers Lage in Mannheim, die gegenüber dem Neide von Mitbewerbern und der Schwäche Dalbergs, der wie ein schwankendes Rohr bald

1) Mieg galt der pfalz-bairischen Regierung, seit er aus Anlaß des Illuminaten-Prozesses die Hetze gegen den Maurerbund begonnen hatte, als besonders gefährliche Persönlichkeit. Durch ein pfalz-bairisches Dekret vom 8. Juni 1791 erhält ein Offiziant in Heidelberg den Auftrag, den Kirchenrat Mieg unter ständiger Aufsicht zu halten. — Mieg war mit Abel, Werthes, Drück, Petersen u. a. besonders nah befreundet.

2) Jonas, Schiller I, 203.

3) Jonas, Schillers Briefe I, 179.

den Bewunderern bald den Verkleinerern Schillers sein Ohr lieh, immer schwieriger wurde, tunlichst zu stärken. „Schillers Acquisition — so schrieb am 29. September 1783 der Obermeister der deutschen Schauspielkunst Friedrich Ludwig Schröder an Dalberg — ist dem Deutschen Theater zuträglich. Bei so vielem Talent bedarf er nur Erfahrung, um den Sturm und Drang, der jetzt noch in seinen Arbeiten herrscht, zu mäßigen.“ Wie sehr sich aber diese älteren Freunde der Pflicht bewußt waren, den jüngeren nicht nur zu stützen, sondern auch zu erziehen, das bezeugt Schröders Mahnung an Dalberg, „das größte jetzt lebende dramatische Talent von dem Wege abzudrängen, auf dem er sich befinde“.

Schröder hatte in demselben Jahre 1780, in dem Joseph II. Kaiser wurde, seinen Wohnsitz von Hamburg nach Wien verlegt, und es wirft ein eigenartiges Licht auf die Beziehungen der beiden Männer, daß Schröder in der Lage war, dem Freiherrn von Dalberg eine Meinungsäußerung des Kaisers zu übermitteln.[1]) „Der Kaiser will — so schrieb Schröder im Mai 1784 an Dalberg — der Kaiser will keine Sturm- und Drangstücke und mit Recht . . . Es ist schade um Schillers Talent, daß er eine Laufbahn ergreift, die der Ruin des Deutschen Theaters ist“. . . Vier Wochen später taucht in Schillers Briefwechsel der Plan zu Don Carlos, der seit Bauerbach geruht hatte, von neuem auf.

Es war auch für Dalberg nicht leicht, das eigenwillige Genie den Wünschen des Kaisers gemäß zu leiten. Es galt, ihn auf dem Wege, den Schiller mit der Bearbeitung des Don Carlos eingeschlagen hatte, festzuhalten und damit zugleich an der Stelle des stürmisch-revolutionären Drangs neue Ideale in Schillers Seele Gestalt gewinnen zu lassen. Was war nicht von dieser gewaltigen Kraft gerade auch im Sinne des Menschheitsbundes zu erwarten, wenn Schiller das Rousseausche Natur-Evangelium innerlich überwand, und wenn das Ideal reiner Menschlichkeit sich im Herzen des Dichters durchsetzen konnte.

Es traf sich glücklich, daß Dalberg bei der Durchführung der schwierigen Aufgabe von einer Seite her Hilfe fand, von der

---

[1]) Wenn man nach den Ursachen der Umstimmung Karl Eugens in Sachen Schillers forscht, darf man Josephs II. Einfluß nicht außer Ansatz lassen. Wie sehr sich Joseph II. für Schiller interessierte, geht daraus hervor, daß Kabale und Liebe in einer Überarbeitung des Kaisers am Burgtheater in Szene ging.

er sie vielleicht nicht erwartet hatte, nämlich vom Herzog Karl August von Weimar, zu dem Dalberg nicht bloß als Maurer, sondern auch als Bruder des Statthalters von Erfurt, Karl Maria von Dalberg, des Freundes Karl Augusts, vertraute Beziehungen besaß. Wie lebhaft diese Männer sich untereinander verbunden und zu Taten der Humanität verpflichtet fühlten, das beweist eine merkwürdige briefliche Äußerung Karl Augusts über Karl Maria von Dalberg vom 11. Januar 1788: „Der Coadjutor — schreibt der Herzog von Weimar — ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst", und die Tatsache, daß Karl August diese Äußerung Herder gegenüber tat, beweist, nebenbei bemerkt, daß der Fürst Herder trotz der Zurückhaltung, die sich dieser in jenen Jahren in maurerischen Dingen auferlegte, ebenfalls für einen „guten echten Schotten" hielt.

Karl August befand sich im Dezember 1784 zu Gast bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., der ebenso wie der Erbprinz, der nachmalige Ludwig X., Freimaurer war, in Darmstadt, und Schiller erhielt eine Einladung, im erbprinzlichen Palais den Fürstlichkeiten einige Szenen seines Don Carlos vorzutragen.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die junge Prinzessin Luise von Mecklenburg, die nachmalige Königin Luise, hier Schiller sehen und hören konnte. Man weiß, daß die edle Königin späterhin ihr ganzes Leben hindurch an der Hand des seelenverwandten Dichters dem Göttlichen zugestrebt hat.

Indem Herzog Karl August sich entschloß, dem jungen Dichter den Titel eines sachsen-weimarischen Rats zu verleihen, ward von fürstlicher Seite bekundet, daß man dem rasch volkstümlich gewordenen hoffnungsreichen Schriftsteller auf dem jetzt eingeschlagenen Wege eine Ermutigung zuteil werden lassen wollte. Derselbe Karl August hatte einige Jahre früher den Freiherrn Adolf Franz Friedrich Ludwig von Knigge, der damals in Hanau bezw. Frankfurt lebte, zu seinem Kammerherrn ernannt. Die „guten Schotten" waren überall im Sinne ihrer Ideale als unsichtbare Schutzgeister tätig.

Auch die Stuttgarter Freunde suchten die persönliche Verbindung mit Schiller aufrecht zu erhalten. Abel, Werthes, Hopf und andere reisten öfter nach Heidelberg, wo sie mit Mieg und anderen Brüdern verkehrten[1]), und es ist höchst wahrscheinlich,

---

[1]) Nach J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde I, 116 hat Mieg einige Stuttgarter Freunde (auch Abel) bei einem dieser Besuche veranlaßt, sich dem damals aufkommenden Weishauptschen Systeme anzuschließen.

daß Abel an der um jene Zeit erfolgten Einweihung der neuen Loge zu Heidelberg teilgenommen hat. Jedenfalls wissen wir, daß Abel mit seinem Kollegen Batz im November 1783 ganz unerwartet zu Schillers „unendlicher Freude" einige Tage dessen Gast war.

Noch inniger aber fühlte sich Schiller mit dem vertrautesten unter allen Stuttgarter Freunden verbunden. Als der Dichter im Januar 1784 Wilhelm von Wolzogen über seine Erfolge in Stuttgart und seine Aufnahme in die „Deutsche Gesellschaft" berichtete, bat er ihn, die Freunde in der Akademie, besonders Abel, Batz und Lempp zu grüßen und letzterem anzukündigen, daß er letzterem nächstens einen Brief schicken werde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Schiller diesem Freunde sein Herz in ähnlicher Weise ausgeschüttet hat, wie er es in jenen Monaten gegenüber Reinwald tat. „Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften, schreibt Schiller[1]), dennoch einsam und ohne Erfahrung muß ich mich durch meine Ökonomie hindurchkämpfen . . . . Hätte ich Jemand, der mir diesen Teil der Unruhe abnähme und mit warmer herzlicher Teilnehmung sich um mich beschäftigte: ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben". Jetzt gewannen die Erinnerungen an die Jahre, wo er zu Stuttgart mit den Brüdern des Dichterbundes ganz der Freundschaft lebte, wieder lebendige Kraft in seinem Herzen, und es war wohl kein Zufall, daß sich im April 1784 Friedrich Lempp entschloß, den Busenfreund persönlich aufzusuchen. Alle die obigen Klagen des einsamen und unerfahrenen Dichters sind bei diesem Besuche sicherlich nicht unausgesprochen geblieben. In diesem Zusammenhange muß der Brief Lempps an den Freund, d. d. Mainz, den 22. April 1784, verstanden werden, den wir wenigstens in seinem ersten Teil hierher setzen wollen[2]):

Liebster Freund,

Mich schmerzt, daß ich nicht noch einige Tage wenigstens unsern angefangenen Diskours fortführen konnte — wir können uns zwar in den Herzen nicht näher kommen, als wir es schon sind, aber doch wünschte ich, in einer Verbindung mit Dir zu sein, die zu gemeinschaftlichen Entwürfen fruchtbare Gegenstände anböte. Ich glaube schwerlich, daß

[1]) Brief v. 5. Mai 1784 s. Jonas I, 182 ff.

[2]) Das Original beruht im Archiv des Schwäbischen Schiller-Vereins zu Marbach-Stuttgart, und ich verdanke nähere Auskünfte über dieses Schreiben dessen Vorsitzenden, Herrn Geheimen Hofrat Prof. O. Günther. Es ist zuerst gedruckt bei Ernst Müller, Schillers Jugendjahre, S. 145 f.

Du auf einem andern Weg zur Maurerey kommen wirst, als den ich gegangen bin — wann Du Lust hast in Verbindungen von der Art einzutreten, so wende Dich an Boek — näher kann ich Dir den Weg nicht bezeichnen. Zwei Sachen kann ich Dir von einem solchen Schritt gewiß versprechen. Erstens wirst Du die Welt von einer Seite kennen lernen, von der Du sie bisher nicht gekannt hast. Zweitens bin ich Dir Bürge dafür, daß Du Dich zu nichts als Verschwiegenheit verpflichtest, das übrige hängt von Dir ab. Vor Dalbergen hast Du Dich sehr in dergl. Dingen in acht zu nehmen, er würde ganz irre führen.[1]) — Es ist ein Erfordernis eines angehenden Mitglieds, glauben zu müssen, ohne die Ursache zu wissen, aber glaube dies Deinem Freund — wegen äußerlicher Vorteile kannst Du viel erwarten — was in der Macht der Verbündeten steht, steht Dir zu Gebot.

Aus einer Nachschrift, die aus Köln vom 27. April datiert ist, geht hervor, wie sehr Lempp auf Schillers Anschluß hoffte. „Wir werden uns wiedersehen und vielleicht in einem neuen Freundschaftsbund, der zwar den alten gewiß nicht stärker machen wird, der ihm durch engere gemeinschaftliche Arbeit neue Nahrung gibt . . . . Lebe wohl, teurer Freund, und behalte mich ewig in Deinem Herzen. Es sind die einzigen Schätze, die ich auf der Welt besitze und ich achte sie sehr hoch."

Auch diesem Wink des vertrautesten Freundes gab Schiller keine Folge. Vielleicht, daß die Andeutung über Dalberg Schiller den Entschluß erschwerte. Dalberg hatte sich der strikten Observanz angeschlossen, die von mächtigen politischen Faktoren getragen wurde, deren Hintermänner aber unter Benutzung und Täuschung schwacher Naturen, wie Dalberg es war, unter dem Deckmantel der Freundschaft an der Zerstörung des Bundes arbeiteten. Die wachsende Rivalität der Systeme mußte suchende Gesinnungsgenossen wie Schiller in große Unsicherheit versetzen; denn ähnlich wie Schwan[2]), Lempp und andere Schiller vor Dalberg und Klein warnten, dürften Dalberg, Klein u. s. w. ihn vor den Mitgliedern des neuenglischen Systems gewarnt haben.

Dazu kamen aber noch andere Umstände. Eben im Jahre des Lemppschen Besuchs und zwar wenige Wochen nach seiner Abreise erfolgte der Umschwung in der Haltung des pfalz-bayrischen Hofes gegenüber dem Maurerbunde, der in der gewaltsamen Unterdrückung aller pfälzischen und bayrischen Logen durch das Edikt vom 24. Juni 1784 seinen Ausdruck fand. Hand in Hand mit dieser

[1]) Dalberg gehörte dem neufranzösischen Hochgrad-System an, Boeck dem englischen System von Royal York. Der Hinweis Lempps auf Boeck lag nah, weil sich Schiller wiederholt (s. Jonas, Briefe I, 52, 54) günstig über diesen geäußert hatte. Boeck war Redner der Loge in Mannheim.

[2]) Siehe den Brief Schwans vom 11. August 1781 bei Jonas I, 39.

Maßregel ging ein unerhörter Preßfeldzug, in dem sich der Haß der schwer gereizten Gegner entlud. Man glaubte den damaligen Professor des kanonischen Rechts an der Universität Ingolstadt, der ehedem Schüler und Parteigänger der Gesellschaft Jesu und dann deren erklärter Gegner geworden war, Weishaupt, als Verbrecher entlarvt zu haben und indem man fälschlich behauptete, daß dieser das Oberhaupt des Bundes sei — tatsächlich war dessen Versuch, ein neues maurerisches System an die Stelle der alten Systeme zu setzen, nach einigen Erfolgen rasch erlahmt — ergoß sich eine Flut von Beschimpfungen und Verleumdungen über den ehemaligen Jesuiten-Anhänger und über den angeblich von ihm geleiteten Maurerbund. In Mannheim, wo der Herzog Karl Theodor in diesen Monaten Hof hielt, waren die Kreise der Brüder, mit denen Schiller so nahe Beziehungen besaß, in größter Erregung, und jetzt zeigte es sich, daß Schiller seine im September 1783 der Frau von Wolzogen gegebene Zusage, in Zukunft „etwas gescheidter" zu sein, nicht gehalten hatte. In richtiger Selbsterkenntnis schreibt er am 10. November 1789 an Lotte von Lengefeld, er sei auf dem Mannheimer Schauplatz als „armer Tor herumgewandelt". Es war zweifellos seine Überzeugung, wenn er sich in dem Urteil über Weishaupt auf die Seite der Geistlichkeit stellte, obwohl ihn die Tatsache, daß Abel, Drück, Petersen und andere, die er hochschätzte, nahe Beziehungen zu Weishaupt besaßen, doch bedenklich hätte machen müssen. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Bei den Erörterungen nämlich, die aus Anlaß dieser Affäre stattfanden, erklärten ihm einige Freimaurer — Schiller erzählt dies später selbst in einem Briefe an Körner — daß sie ihm (Schiller) den Weishaupt gern preisgäben, daß ihnen deswegen aber nach wie vor „der Bund ehrwürdig sei". Indem Schiller die Aufrichtigkeit derjenigen, die so sprachen, in Zweifel zog, gab er doch einer höchst beleidigenden Meinung allzu vorschnellen Ausdruck. Es war in seiner weltunerfahrenen Seele doch einiges von den Verleumdungen, die er in Mannheim täglich las und hörte, hängen geblieben. Das hatten die „guten Schotten", wie Herzog Karl August, die Dalberge, Friedrich Ludwig Schröder und alle die Stuttgarter und Mannheimer Brüder, die ihn bisher freundschaftlich getragen und gestützt hatten, doch gerade um ihn in keiner Weise verdient. Wenn Karl August einige Jahre später, als er Schiller abermals einen wichtigen Freundschaftsdienst geleistet hatte, äußerte, er habe gern für

Schiller etwas getan, „aber er sehe voraus, daß Schiller es ihm nicht danken werde“[1]), so muß man sich an solche Zwischenfälle erinnern.

Wir wissen nicht, ob und inwieweit die seit dem Winter des Jahres 1784 immer deutlicher und schärfer hervortretenden Zerwürfnisse, in die Schiller mit den bisherigen Mannheimer Freunden geriet, durch diese Dinge beeinflußt worden sind. Sowohl Dalberg und sein Kreis wie der oben genannte Boeck und dessen Freunde zogen sich mehr und mehr zurück, ja es kam zu offenen Absagen und ernsten Mißhelligkeiten. Allmählich stand Schiller vereinsamt da und an die Stelle der am 1. Juli 1784 geäußerten Absicht, sich in Mannheim dauernd zu etablieren, trat der Entschluß, sobald als tunlich dieser Stadt, die er kurz zuvor sein neues Vaterland genannt hatte, den Rücken zu kehren.

Eben in diesen Wintermonaten 1784 auf 1785, wo ihm in Mannheim der Boden unter den Füßen brannte, knüpfte er bisher vernachlässigte oder noch nicht vorhandene Beziehungen zu Auswärtigen mit einer gewissen Absichtlichkeit an. So schrieb er unter dem 26. November 1784 an den ihm persönlich unbekannten Heinrich Boie, der seit 1781 Landvogt in Meldorf geworden war: „Schenken Sie mir Ihre Freundschaft, von ganzem Herzen biet ich Ihnen die meinige an. Liebe zur schönen Kunst ist eine Gattung Mäurerei, welche schnell und dauerhaft die entferntesten Herzen aneinanderknüpft. Dies, hoffe ich, wird auch bei uns beiden der Fall sein, und mit Freuden bin ich der erste, der die Hand dazu bietet.“[2]) Ähnlich sprach er zur selben Zeit Wilhelm Gleim die Hoffnung aus „einen Freund in ihm zu finden“.[3])

Die Lage, in die er sich versetzt hatte, war eine nahezu ebenso verzweifelte wie die in Stuttgart, als er sich mit dem Herzog überworfen hatte. An Stuttgart war er durch die Pflichten, die er übernommen hatte, gefesselt, aus Mannhein ließen ihn die Gläubiger nicht fort — ganz zu geschweigen, daß dem nach wie vor mittellosen Dichter keinerlei sichere Stellung oder Zuflucht winkte. Da ergriff er den Strohhalm, den einige unbekannte Verehrer seiner Schriften aus Leipzig ihm vor vielen Monaten

---

1) Portig, Schiller und die Freundschaft. Hamburg u. Leipzig 1894, S. 410.
2) Jonas I, 218. Der obige Satz ist von uns gesperrt.
3) Jonas I, 219.

gereicht hatten. Nachdem er den bekannten Brief Körners und Hubers sieben Monate lang unbeantwortet gelassen hatte, knüpfte er jetzt eine Korrespondenz an, die zu einer Einladung Körners nach Leipzig führte, der Schiller, nachdem Körner seine Mannheimer Schulden bezahlt hatte, Folge gab.

Zufällige äußere Umstände, aber eine tiefe innere Seelenverwandtschaft haben den Freundschaftsbund zwischen Schiller und Körner begründet, der für Schillers Entwicklung als Mensch und Dichter die entscheidende Unterlage werden sollte.

Christian Gottfried Körner, drei Jahre älter als Schiller, war ähnlich wie letzterer unter einem starken Erziehungsdruck herangewachsen und in einer Schule strenggläubiger Denk- und Anschauungsweise herangereift. Dem Wunsche des Vaters, der als Professor der Theologie und Prediger in Leipzig eine angesehene Stellung besaß, nachgebend, hatte der Sohn sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, Theologe zu werden. Aber in Göttingen, wo er seine Studien begann, traten die Ideen des Hainbundes auch ihm näher und er wandte sich den Fächern zu, die in diesen Kreisen besonders beliebt waren. Nach Leipzig zurückgekehrt, ergriff er als Brotstudium die Rechtswissenschaft und vollzog in demselben Jahr 1777, wo er den Doktorgrad erwarb, seinen Eintritt in die Loge „Minerva zu den drei Palmen" in Leipzig. Damit war die Loslösung von der väterlichen Denkart und sein Eintritt in die Weltanschauung des Humanismus vorbereitet. Diese Trennung wurde eine vollständige, als er sich im Jahre 1782 entschlossen hatte, die Tochter des Kupferstechers Stock, Minna Stock, zu heiraten, die er im Hause seines Freundes und Bruders Breitkopf[1]) kennen gelernt hatte. Der Vater Körners war außer sich über die Verlobung mit der „Kupferstechermamsell", aber Körner beharrte auf dem Rechte des Herzens. In den Stimmungen, die durch diese Kämpfe erzeugt wurden, hatte das Brautpaar Schillers „Kabale und Liebe" gelesen, und in ihrer Begeisterung für den Dichter hatten sich die Verlobten nebst dem Schwager Ludwig Ferd. Huber und dessen Braut Dora Stock entschlossen, dem Unbekannten ihre Huldigung darzubringen. Das war die bekannte Anknüpfung,

---

[1]) Christian Gottl. Breitkopf war schon im Jahre 1771, also sechs Jahre vor Körner, dem Bunde beigetreten.

die so große Folgen für Schiller und Körner und damit für die ganze von Schiller beeinflußte Welt haben sollte.

Als Schiller am 17. April in Leipzig ankam, war Körner infolge seiner Anstellung als Konsistorial-Rat nach Dresden übergesiedelt und es war geplant, daß Schiller, sobald Körner Hochzeit gehalten habe — der August 1785 war dafür in Aussicht genommen — dorthin folgen solle. Die Frühlings-Monate in Leipzig gestalteten sich dadurch, daß der Körnersche Freundes- und Bruder-Kreis sich Schiller in herzlichster und brüderlichster Weise öffnete — mehrere dieser Freunde, wie z. B. der Steinguthändler Johann Friedrich Kunze boten Schiller alsbald das brüderliche Du an — für den freundschaftsbedürftigen Dichter in der erfreulichsten Weise.

Unter diesen Freunden war unstreitig der im Jahre 1761 geborene Johann Christian Reinhart aus Hof der geistig bedeutendste und weit mehr als ein „braver Kerl“, auf den man wie auf einen Fels bauen könne, wie Schiller zu sagen pflegte. Reinhart war ursprünglich Theologe gewesen und hatte in Leipzig bei Zollikofer studiert, sich dann aber der seit 1764 bestehenden Akademie angeschlossen und unter Oesers Leitung die bildenden Künste studiert. Reinhart war dann der erste unter den Mitschöpfern der Wiedergeburt deutscher Kunst, die am Ende des Jahrhunderts sich allmählich in Rom zusammenfanden[1]). Körner war mit dem Reinhart schon dadurch, daß beide der Loge „Minerva zu den drei Palmen“ angehörten, befreundet, und so kam es, daß Reinhart sich Schillers brüderlich annahm. Da auch Huber Maurer war und Zollikofer, Oeser und andere, falls sie es nicht selbst waren, dem Bunde sehr nahe standen, so ward Schiller hier wie in seiner früheren Umgebung ganz in den Kreis der Brüder aufgenommen.

In diesem Kreise und für diesen Kreis schrieb nun Schiller im Frühjahr 1785 sein „Lied an die Freude“, das die Stimmungen wie die Ideen jener Tage in sehr charakteristischer Weise widerspiegelt. Dadurch wird deutlich, daß Schiller völlig in der geistigen Atmosphäre geblieben war, in der er einst im Stuttgarter Dichterbunde und in der Deutschen Gesellschaft zu Mannheim verkehrt hatte.

---

[1]) Vergl. Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 28, S. 72 ff.

Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was der Mode Schwert geteilt;
Bettler werden Fürstenbrüder, wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor: Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen. . . .

Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor: Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an;
Zu der Tugend steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge, sie im Chor der Engel stehn.

Chor: Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten, schön ist's ihnen gleich zu sein;
Gram und Armut soll sich melden, mit dem Frohen sich erfreun!
Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn;
Keine Träne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn.

Chor: Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet. . . .

Fester Mut in schweren Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschworenen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen — Brüder, gält es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!

Chor: Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein:
Dem Gelübde treu zu sein;
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Die Schlußstrophen, in welchen Schiller noch zuletzt der Verfolgten, Kranken, Sterbenden, der Sünder und der Abgeschiedenen gedacht hat, sind später von ihm gestrichen worden.

Merkwürdig! Selbst diese trunkene Verherrlichung der Verbrüderung und der Freude wird dem Verfasser zur Gedankendichtung und zum Glaubensbekenntnis — zum Bekenntnis der Ideen und Grundsätze wie sie die Weltanschauung der Humanität vertrat. „Ich fühle es jetzt an uns wirklich gemacht, schreibt Schiller unter dem 7. Mai 1785 an Körner, was ich als Dichter nur ahnte: Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit".

Im Herbst 1785 folgten Schiller, Reinhart und Huber dem schon seit dem Frühjahr dort ansässigen Körner nach Dresden, und die vier Freunde setzten hier den innigen Verkehr fort. Nachdem Schiller Körners Gartenhaus zu Loschwitz, wo er zuerst wohnte, verlassen hatte, teilte er mit Huber längere Zeit Wohnung und Wirtschaft. Aber der Mittelpunkt des Kreises war Körner, und hier hatte Schiller endlich das gefunden, wonach sein Herz sich seit Jahren gesehnt hatte, einen innigen Freundschaftsbund mit einer gleichgesinnten Seele. Da dieser Bund an der Hand des erhaltenen Briefwechsels unendlich oft geschildert worden ist, auch seine Wirkungen völlig klar liegen, können wir hier auf ein näheres Eingehen verzichten. Körners erfahrene, sichere und liebevolle Hand wußte die Auswüchse des stolzen Baumes schonend zu beschneiden und die herrlichsten Früchte durch treue Pflege zur Reife zu bringen. Allerdings — mit manchem Störenden ward auch manches Charakteristische verwischt, aber im Ganzen darf man doch sagen, daß Schiller, indem er in Weltanschauung und Geistesrichtung der alte blieb, mit und durch Körner als Dichter und Mensch in das Zeitalter seiner Mannesreife eintrat.

Auch in der Tatsache, daß unter all den zahlreichen Stoffen und Entwürfen, die Schillers Gedanken damals beschäftigten, Schiller gerade beim Don Carlos festgehalten ward, den er seit Jahren mit sich herumtrug, ohne zum Schluß zu kommen, auch

an dieser so hochbedeutsamen Tatsache, gebührt dem Freunde sicher ein mittelbarer, wahrscheinlich aber auch ein unmittelbarer Anteil. Bei dem Gelingen des großen Wurfes und bei dem gewaltigen theatralischen Erfolg hat freilich noch ein anderer Mann mitgewirkt, nämlich Friedrich Ludwig Schröder, der inzwischen von Wien nach Hamburg zurückgekehrt war.[1]) Schröder hatte Schillers Schritte seit Jahren mit Teilnahme verfolgt und seine Wege mit brüderlicher Gesinnung geebnet und geleitet. Was anfänglich nach Schröders Absicht Dalberg hatte vollbringen sollen, das gelang jetzt Körner; diese drei hervorragenden Männer sind es gewesen, die den edlen Stein behauen und geschliffen und ihn in den Tempel der Weisheit, an dem sie bauten, als gewaltigen Eckstein eingefügt haben. Wie falsch und ungerecht beurteilt man doch so weise Bauleute wie es diese Meister waren, wenn man meint, daß sie nur in solchen Männern, die durch äußere Zugehörigheit mit ihnen verbunden waren, echte Glieder der großen Kette erkannt hätten. Seitdem sie ihres Schiller sicher waren, hat von ihnen wohl niemals wieder einer auch nur ein Wort in dieser Richtung fallen lassen.

Aber für Schillers Gemütsleben und auch für die Gestaltung seines äußeren Lebensweges ist es doch ein schwerer Nachteil gewesen und geblieben, daß er der in seinem oben erwähnten Briefe vom 7. Mai 1785 ausgesprochenen richtigen Einsicht praktische Folge nicht gegeben hat und den „Weg zur Weisheit" unter unsäglichen inneren und äußeren Mühsalen allein gewandelt ist. Wenn nicht trotz des von allen Brüdern beklagten Entschlusses Körner und Goethe ihm die Bruderhand geboten hätten, wären gerade in Schillers Lage für ihn wie für die Welt unermeßliche Nachteile die unausbleibliche Folge gewesen.

Der ideale Zweck, so erklärte Schiller selbst im Jahre 1788 in seinen Briefen über Don Carlos, den die Verbrüderung der Maurer sich gesetzt hat, er ist auch das höchste Ideal, das Marquis Posa

[1]) Aus den Briefen Schillers an Schröder aus den Jahren 1786 und 1787 (s. Jonas, Schillers Briefe I, S. 311 ff.), deren Gegenstücke und Beantwortungen mir leider nicht bekannt geworden sind, ergibt sich, daß noch ein anderer Freund, nämlich Beck, Schillers Wege erfolgreich beeinflußt hat. Beck hat bewirkt, daß Schiller sich Schröder persönlich näherte. Schröder hat den Dienst, den Dalberg den Räubern tat, dem Don Carlos geleistet; er hat ihn trotz der Hindernisse, die er von der Zensur mit Recht erwartete, zuerst auf die Bühne gebracht (August 1787).

sich gesteckt hat, nur mit dem Unterschied, daß das, was die Verbrüderung durch eine Vielheit zerstreuter Glieder zu erreichen sucht, der Marquis vollständiger und kürzer durch eine einzelne Persönlichkeit durchzusetzen trachtet.

Der Dichter — so hat einst Schiller gesagt — soll niemals bloß der Maler seines Helden, sondern er soll dessen Busenfreund sein. Dementsprechend hat Schiller in der Gestalt des Posa das höchste Freundes- und Mannes-Ideal zur Darstellung gebracht, wie es in seiner Seele damals lebte. Man hat den Don Carlos treffend Schillers Läuterungsdrama genannt und dessen Bedeutung mit der Stellung der Iphigenie in Goethes Entwicklungsgang verglichen — meines Erachtens mit vollem Recht. Die überschäumende, oft über das Ziel schießende Leidenschaftlichkeit, das Gesuchte, Schwülstige und manchmal Phrasenhafte der Jugendjahre wurde abgestreift und gestaltete sich unter Körners Einfluß in und bei der Arbeit zu reifer und zielsicherer Männlichkeit. Die Wandlungen, die das Drama von den ersten Entwürfen des Jahres 1782 bis zu seiner Vollendung im Jahre 1787 durchgemacht hat, spiegeln die geistige Entwicklung seines Schöpfers in überraschender Weise wieder.

Wie alle anderen Stoffe und Vorwürfe, die der Dichter zu lyrischer oder dramatischer Bearbeitung sich wählte, so wurde auch das Thema des Don Carlos mehr und mehr zur Ideen-Tragödie und zur Gedankendichtung. Die Idee der schönen Menschlichkeit und ihre Verwirklichung im öffentlichen Leben — sie sind es, die er, verkörpert in den Idealgestalten seiner reichen Phantasie, uns auf den Brettern, die die Welt bedeuten, vor die Seele führt.

Und das ist nun die Bedeutung dieser Dichtung, daß sie neben Lessings Nathan und Goethes Iphigenie den Anbruch des Zeitalters der Humanität, den Schiller in Gedanken schaute, tatsächlich mit heraufgeführt und eingeleitet hat. Der Glaube an ein reines, freies und schönes Menschentum, dieser Glaube, der bei der Unvollkommenheit von Welt und Menschheit, die wir täglich vor uns sehen, eine größere Glaubensstärke voraussetzt, als sie irgend ein Lehrsatz der kirchlichen Glaubenslehre fordert, trat in den großen Gedankendichtungen dieses Zeitalters der ganzen Nation, ja allen von diesen berührten Nationen mit solcher Kraft entgegen, daß sie davon miterfaßt und ein Stück Weges

mit fortgerissen wurden. Es waren gewaltige Wirkungen, die von diesen prophetischen Verkündern der edlen Menschlichkeit ausgingen, Wirkungen, die unter Begünstigung der Zeitverhältnisse einen neuen Abschnitt der geschichtlichen Entwicklung eingeleitet haben. Das Ideal, wie es dem Schillerschen Posa vorschwebt, ist das uralte Ideal des Humanismus, wie es Herder im Gewande philosophischer Erörterung zu neuem Leben erweckt hatte und wie es nun im Gewande der Dichtung von Lessing, Goethe und Schiller der gesamten Nation vor Augen geführt ward. Man kann ermessen, mit welchem Jubel diese Erfolge gerade in den Kreisen begrüßt wurden, die für dieses Ideal seit Jahrhunderten als stille, aber fleißige Werkleute gekämpft hatten.

Und mit dieser poetischen Verherrlichung der wahren Ideale des Maurerbundes ging der Kampf gegen deren Verunstaltung Hand in Hand, wie sie damals in den Orden der Tempelherrn und der Rosenkreuzer u. s. w. planmäßig betrieben ward. Wir sagen planmäßig, denn wir wissen heute, daß die Todfeinde des Bundes sich unter dem Deckmantel der Freundschaft in diese Organisation eingeschlichen hatten, um sie zu verwirren oder zu leiten.[1]) Und zwar war es dabei in erster Linie auf die Fürsten, zumal die Freigeistigen und auf deren Hofgesellschaft abgesehen, die sich, wie man weiß, im 18. Jahrhundert zahlreich dem Bunde angeschlossen hatten. Welche Aussichten eröffneten sich nicht, wenn es geschickten Männern gelang, unter dem Deckmantel maurerischer Formen bis in die vertrautesten Zirkel der fürstlichen Umgebung einzudringen und die Fürsten selbst schließlich in festgefügte Organisationen einzuführen, deren Leitung in den Händen erfahrener Beichtväter lag. Es war durch die Umstände geboten — der einflußreichste Herrscher in Deutschland, König Friedrich Wilhelm II., war selbst Rosenkreuzer geworden und andere Fürsten waren seinem Beispiel gefolgt —, daß Schiller in seinem zu Dresden entstandenen „Geisterseher“[2]) Quell und Zweck seiner Geschichte in dämmernder Ferne verbergen mußte.

---

[1]) Näheres bei Keller, die Tempelherrn und die Freimaurer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905 (M. 1,50).

[2]) „Der Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O. Erstes Buch“ erschien zuerst im 4. Heft der Thalia vom Jahre 1787. Dann selbstständig seit 1789 in einer Reihe von Ausgaben. Goedeke, Schillers Werke IV, 196 ff.

In einer höchst interessanten Besprechung der Schrift, welche die „Allgemeine Literatur-Zeitung“ in Jena am 3. September 1790 brachte, wird die Absicht der Schillerschen Erzählung folgendermaßen skizziert: „Der Zweck der Geschichte, setzt Rezensent voraus, ist, zu zeigen, wie eine Religionspartey, und besonders eine gewisse Klasse ihrer Mitglieder, welche dabey interessiert, ja wohl gar dazu verpflichtet ist, Personen von höchstem Einflusse an sich zu ziehen, dieses durch das feinste unsichtbarste Gewebe eines allumstrickenden Planes bewirken, wie besonders durch undurchdringliche Gaukeleyen der Magie allmählich Neigung zum blinden, in sich brütenden Glauben entstehen und durch diesen dann politische Zwecke beabsichtigt werden können. Rezensent setzt diesen Zweck nicht bloß voraus[1]; allein er hat keinen Beruf, ihn zu prüfen und zu zeigen, ob, warum und wie sehr eine Arbeit dieser Art noch Bedürfnis ist.“ „Man glaubt“, fährt der Rezensent fort, „in dem Prinzen (der der Held der Erzählung ist) einen Mann zu finden, durch den man einen Thron für die Kirche gewinnen könne.“ . . . „Hatte der Prinz vorher in blinder Anhänglichkeit nicht gewagt, seinen (protestantischen) Glauben zu prüfen, so war er jetzt kühn genug, an dem Heiligsten zu zweifeln, und bedurfte nur der Einreihung in eine durch Tiefsinn blendende, jedes Interesse für Religion erstickende, Metaphysik, um ein vollendeter Leugner zu werden. Die Gesellschaft Bucentauro genannt, ist das eigentliche Werkzeug seiner Verführung.“

In der Tat steht die Schilderung und die Wirksamkeit dieses „Zirkels“, wie Schiller sagt, offenbar im Mittelpunkt der Erzählung, einer Gesellschaft, die „unter dem äußerlichen Schein einer edlen vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Licenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen.“

Man kann die Rosenkreuzer und die Tempelherrn, ihre Hintermänner wie ihre Ziele und ihre Mittel nicht schärfer an den Pranger stellen als es Schiller in dieser Schrift getan hat, nicht schärfer aber auch betonen, daß in diesen „Geistersehern“ nicht nur keine echten und wahren Brüder, sondern deren gefährlichste

[1] Demnach ist der Rezensent gut unterrichtet.

Gegner erkannt werden müssen. Auch Schiller freilich hat es nicht hindern können, daß Unerfahrene oder Böswillige diese Betrüger und Betrogenen als die eigentlichen und wahren Maurer hinstellten und noch heute hinstellen. Indem jene „Geisterseher“ auf diese Weise den Ruf des Bundes schädigten, ist wenigstens eine der Nebenwirkungen, die ihre Aktion zu erzielen bestimmt war, erreicht worden, wenn auch der „Zirkel Bucentauro“ und alle seines Gleichen längst vom Erdboden verschwunden sind.

Indem Schiller im Don Carlos die Weltansicht des Humanismus nach der Seite des Toleranzgedankens und der Geistesfreiheit in ihrer Wirkung auf das öffentliche Leben dichterisch gestaltete, vertiefte er sich zugleich von neuem in die platonische Gedankenwelt, die seinen Geist einst in seinem ersten Entwickelungsabschnitt beschäftigt hatte. Und da tritt nun die überraschende Tatsache hervor, daß er jetzt, im Zeitalter des gereiften Mannes, sich imstande sah, sich von neuem zu allen Grundideen zu bekennen, die er einst in seinen ersten philosophischen Entwürfen niedergelegt hatte. Ja, man kann in gewissem Sinne sagen, daß die großartige Gedankendichtung der späteren Jahre nur die Ideen zur Reife gebracht hat, die bereits in der Jugenddichtung im Keim enthalten sind. Schiller selbst meint sogar nicht ohne Grund in einem Brief vom 25. Mai 1792 an Körner, daß er die Kühnheit, die lebendige Glut, die er hatte, ehe ihm noch eine Regel bekannt war, schon seit mehreren Jahren vermisse.

Wir haben oben auf die Verwandtschaft der Schillerschen Gedankenwelt, wie sie in dem Gedicht „die Freundschaft“, der „Philosophie des Julius“ und einigen Oden niedergelegt ist, mit der Weltansicht Platos hingewiesen. Man kann die Verwandtschaft beider Männer noch in sonstigen Beziehungen beobachten. Plato war — und das war ihm klar bewußt — ein dichtender Philosoph, Schiller war, ebenfalls mit Bewußtsein, ein philosophierender Dichter, jeder von beiden aber ist vielleicht in seiner dichtenden Philosophie oder philosophischen Dichtung nach Prophetenart der Wahrheit näher gekommen als schulmäßig ausgebildete Philosophenköpfe, die für ihre Systeme ein gewaltiges Rüstzeug von Beweisen mit sich führen, auf die der Dichter-Philosoph von vornherein verzichtet. Der letztere gründet seine Sätze auf die Eingebung eines begeisterten gottinnigen

Gemüts, dem sein Glaube mit einer Art von Notwendigkeit bewußt wird. Entströmt nicht auch die Kunst und das Gefühl für Schönheit, nicht bei vielen auch die Sittlichkeit und die Güte dem menschlichen Gemüt mit innerer Notwendigkeit? Sollte es mit der Wahrheit anders sein? Und offenbart sich nicht vielleicht die Wahrheit der reinen Menschenseele am ehesten in der Form der Schönheit, die auch das Auge derer zu fassen vermag, die durch verstandesmäßige Einsicht der Wahrheit nie sich nähern können?

Schiller, der einst des Geistes voll in Kühnheit und innerer Glut dieses Prophetenwort geübt hatte ohne nach Gründen und Regeln zu fragen, begann seit 1787 über die angedeuteten Zusammenhänge nachzudenken und legte das Ergebnis in seinen Künstlern nieder. Da heißt es: Die furchtbar herrliche Urania, die auf ihrem Sonnenthrone, das heißt, als vollendete Wahrheit nur von Wesen höherer Ordnung — Plato nennt sie „Formen" (Ideen), die Stoiker „Logoi", der Volksglaube „Dämonen" — angeschaut und erkannt wird, legt uns schwachen Sterblichen zu Liebe ihre Feuerkrone ab und erscheint uns als Schönheit.

„Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

Die Schönheit ist es, die Kunst, die Harmonie der Formen und der Töne, durch die wir Sterblichen eindringen „in der Erkenntnis Land". Das „Symbol des Schönen und des Großen" offenbart die Wahrheit „unserem kindischen Verstand".

Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit heißem Beben dich durchdrang
Erzog die Kraft in deinem Busen
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Das Symbol des Schönen, wie es die Kunst erschafft, „hieß uns die Tugend lieben". Der Schönheit Lichtpfad senkt sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.

„Die ihrem (der Schönheit und der Kunst) keuschen Dienste leben
Versucht kein niederer Trieb, bleicht kein Geschick;

Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück."

Darum preist er die Männer, die sich dem Dienst der Schönheit und der Kunst geweiht haben und in deren Brust sie sich entschloß, zu thronen, die Künstler, glücklich und sagt:

Freut euch der ehrenvollen Stufe
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!

Durch euch, die ihr das Gleichmaß und die Harmonie in die Welt gebracht

. . . wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie, schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn . . .

Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht. . .

So erscheinen die Weisheit, die Schönheit und die Stärke, die wir auch das Wahre, Schöne, Gute nennen, gleichsam als drei Strahlen jener Feuerkrone, die das hehre Haupt der Himmelskönigin Urania, der Wahrheit, umleuchten, als drei Stufen, in denen sich der Entwicklungsgang des Menschen wie der Menschheit vollzieht, die von der Stärke zur Schönheit und von der Schönheit zur Weisheit vorwärts schreiten, als drei Erscheinungsformen des ewigen Lichts, das sich gleichsam in drei irdischen Lichtern offenbart, oder als drei Säulen, die den heiligen Bezirk des Tempelbaus der Menschheit vor der Entweihung schützen und umhegen.

Die „Künstler" sind keine Frucht der Dresdener Zeit; Schiller war, wie bekannt, im Jahre 1787 nach Weimar übergesiedelt.

Aber wie sehr die geistige Atmosphäre, in der er sich hier befand, und seine eigene Gemüts-Verfassung auf den gleichen Ton wie in dem abgelaufenen Lebensabschnitt gestimmt war, das zeigt doch der Inhalt dieser Ideendichtung auf das deutlichste.

Wenige Wochen später, als er Friedrich Ludwig Schröder seine Anwesenheit in Hamburg in Aussicht gestellt hatte — Schiller wollte ursprünglich nur einige Monate in Weimar bleiben und dann nach Hamburg gehen — kündigte er am 24. Juli 1787 Herder seinen Besuch an.[1]) Es ist bezeichnend, daß in Weimar keine neue Beziehung rascher für Schiller in Wirksamkeit trat, als die zu Herder, dessen Geist und Herzen Schiller, wie er sagt, „viele der schönsten Stunden seines Lebens dankte“.

Es war das Jahr, in welchem Herders Schrift „Gott. Einige Gespräche über Spinozas System“ u. s. w. erschienen war, jene Schrift, die aus der innigsten Geistesgemeinschaft mit Goethe erwachsen und von diesem ausdrücklich in ihrem Inhalt anerkannt, gleichsam das gemeinsame Glaubensbekenntnis beider großer Männer darstellte und die die Alleinslehre des Humanismus in neuem Gewande darbot.[2]) Als Schiller von der Begegnung mit Herder zurückkam, berichtete er sofort darüber an Körner. „Ich komme von Herdern . . . Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethen liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.“ Auch noch eine andere neue Beziehung ward von hier aus angeknüpft, die sich für Schiller äußerst wertvoll erweisen sollte, die Beziehung zu dem einflußreichen Statthalter von Erfurt, Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, dem Bruder Wolfgang Heriberts, der auch für Herder so sehr viel getan hat.[3])

Schiller hat nicht minder von dem Statthalter viel Gutes erfahren und wie hoch er dessen starke Hand einschätzt, erhellt u. a. daraus, daß er durch ihn seine Befreiung aus den Fesseln der Jenaer Lage, in die er sich begeben hatte, bestimmt erwartete. Auch Schiller hat die Richtigkeit des oben erwähnten Zeugnisses empfunden, das Karl August Herder gegenüber gerade in jenen Jahren dem Statthalter gab: „Der Coadjutor ist ein guter Schotte und trägt das Schurzfell nicht umsonst.“

---

1) Jonas I, 352.
2) Näheres bei Keller, Herder a. a. O., S. 325 ff.
3) Keller in den MCG, 1903, S. 291, 295 ff., 302.

Schiller wandte sich in jenen Jahren mehr und mehr von der dramatischen Dichtung ab und ergriff mit dem Enthusiasmus, der ihm eigen war, soweit der neue Beruf des Dozenten der Geschichte dies zuließ, das Studium der Antike, vor allem der antiken Kunst und Philosophie, auch hierin ganz auf den Pfaden bleibend, der durch die Freundschaft mit den Brüdern seit den Stuttgarter Jahren vorgezeichnet war. Es ist in dieser Richtung doch wohl kein Zufall, daß in denselben Wochen, wo er die Eindrücke seiner neuen Studien in den „Göttern Griechenlands" zusammenfaßte, seit langen Jahren zum ersten Male die Namen Abel, Lempp und Petersen in seinem Briefwechsel wieder auftauchen. Am 23. März 1788 bittet Schiller Wilhelm von Wolzogen, der inzwischen auch ein „guter Schotte" und ein warmer Freund und Helfer Schillers geworden war, die genannten Männer freundschaftlich zu grüßen.

In der Tat gewinnen die Ideen, die Schiller in den „Göttern Griechenlands" niedergelegt hat, helles Licht, wenn man sie mit den Gedanken vergleicht, die jene Freunde schon früh in seine Seele gesenkt hatten.

Die Alleinslehre des Humanismus schließt die Überzeugung von der Beseelung des Universums und der Weltkörper ein. Aber sie lehrt auch, daß alle großen Organismen beseelt sind, die dem blöden Auge nur als tote Körper erscheinen, und sie glaubt, daß auch unsere Erde und alle ihre Kinder reicher sind an seelischem Leben, als die Gelehrten der Erde zugeben wollen.[1]) Nun erinnere man sich des Gedichts „Die Freundschaft", das wir oben besprochen haben:

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie —"

Nach des Dichters Überzeugung gibt es in dem Universum „in tausendfachen Stufen zahlenlose Geister", in denen der Geist des Alls durch die Liebe wirkt und lebendig ist.

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!"

---

[1]) Willy Pastor, Gustav Theodor Fechner und die Alleinslehre des Humanismus. M C G 1905, S. 1 ff.

Nun trat Schiller bei dem Studium der Antike die Tatsache entgegen, daß der Glaube der Griechen in seiner mythisch-symbolischen Art alle die Anschauungen in sich enthielt, die sein prophetisches Ahnen einst in der Jugend empfunden und geschaut hatte.

Aber an die Stelle des kühnen Mutes und der frohen Sicherheit, mit der er einst die Beseelung der Natur verkündet hatte, trat jetzt der Hinweis auf „die schönen Wesen aus dem Fabelland“, die einst die „schöne Welt regiert“ und die damit verbundene Klage:

„Alle jene Blüten sind gefallen
Vor des Nordens schauerlichem Wehn
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.“

Vielleicht war es nur eine beabsichtigte Einkleidung der alten Überzeugungen, die er aus naheliegenden Gründen nur in verschleiertem Gewande geben mochte; in dieser Verhüllung aber kehren dieselben Gedanken, oft dieselben Worte wie ehedem wieder:

„Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur“.

Die Entgötterung, d. h. die Entseelung der Natur — das ist das Thema des Klagegesanges, den wir in den „Göttern Griechenlands“ vor uns haben.

Besonders deutlich tritt dieser Gedanke auch in den Strophen hervor, die das Gedicht in der Gestalt, in der es zuerst gedruckt ward, besessen hat, die der Dichter später, nachdem seine Anschauungen dem lebhaften Widerspruche gläubiger Kreise begegnet waren, weggelassen hat. Nach der Auffassung, wie sie „Die Freundschaft“ wiederspiegelt, waltet der göttliche Geist in tausendfachen Stufen zahlenloser Geister. In den „Göttern Griechenlands“ wird beklagt, daß die Welt „entvölkert“ und jede Stufe, jede Vergleichung und Wesensähnlichkeit beseitigt ist.

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keines Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eig'nes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen —
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nachzuringen gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von uns,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor uns hält;
Ihre sanft're Schwester sende wieder,
Spare jene für die and're Welt".

So klingt hier das Gedicht in den Gedanken aus: Die Größe des neuen Gottes kann man nur auf den Flügeln der Erkenntnis und der Weisheit, durch den Spiegel der Wahrheit mit dem Verstand erreichen; wo diese ernste, strenge Göttin dem Sterblichen nicht die Flügel und die Wage leiht, mit der man wägen kann, da mag die sanftere Schwester, die Schönheit und die Freude, in der sich die Weisheit auch dem Schwachen ahnend offenbart, wieder die Altäre zieren, wie es ehemals gewesen war.

„Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland.

Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man Deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

Die Jahre, die Schiller in Jena verbrachte, bilden den einzigen längeren Zeitabschnitt in seinem Leben, wo er außerhalb einer engen und täglichen Berührung mit einem in sich geschlossenen Kreise von Brüdern geblieben ist. Karl Leonhard Reinhold (geb. 1758 in Wien, gest. 1823 in Kiel), der seit 1787 in Jena als Professor der Philosophie wirkte, war zwar begeisterter und tätiger Maurer und hat sich Schillers, wo er konnte, brüderlich angenommen. Aber Reinhold verließ Jena schon 1794 und stand in Jena ziemlich vereinzelt da. Im übrigen aber ist der Verkehr an der Universität für Schiller kein anregender gewesen. Körner war sogar der Überzeugung, daß die geistige Luft, in die sich Schiller damals begeben hatte, nachteilig auf ihn gewirkt habe. „Deine Ideen, schrieb er Schiller damals, sind schrecklich prosaisch geworden . . . Erwartest du Enthusiasmus, wo der Geist der Akademien herrscht"? Danach muß man vermuten, daß der „Geist der Akademien" Schiller nicht so sehr gefördert hat als der Geist anderer Orte und Organisationen, auf die die Akademien mit hohem Selbstbewußtsein herabzusehen pflegen.

Aber auch in der Zeit, wo Schiller persönlich und räumlich von den Brüdern mehr oder weniger getrennt war, war ihre helfende Hand ihm nahe. Jens Immanuel Baggesen (geb. 1764 in Korsör, gest. am 3. Oktober 1826 zu Hamburg) war wie alle anderen Brüder des Inlands und Auslands ein begeisterter Verehrer Schillers und kam als solcher im Jahre 1790 nach Jena, um den Dichter zu besuchen. Hier hatte er Gelegenheit, zu sehen, wie schwer die Not des Lebens Schiller drückte, und in die Heimat zurückgekehrt, wußte er einflußreiche Mitglieder des Bundes, an ihrer Spitze der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der sich dem Weishauptschen Systeme angeschlossen hatte, für Schiller in Bewegung zu setzen. Der Brief vom 13. Dezember 1791, mit dem die Brüder Schiller eine jährliche Ehrengabe von 1000 Reichstalern auf drei Jahre sandten, ist ein würdiges Denkmal, das diese „guten Schotten" sich gesetzt haben[1]).

[1]) Der Brief und Schillers Antwort sind vollinhaltlich abgedruckt bei Wychgram, Schiller S. 306 ff.

Mit den „Künstlern“ und den „Göttern Griechenlands“ schließt die erste Periode der Schillerschen Ideendichtung ab und es beginnt seit 1795 die zweite, die durch das Studium der Kantischen Philosophie beeinflußt worden ist. Unzweifelhaft ist Schillers philosophische Weltanschauung durch die Errungenschaften des Kantischen Denkens geregelt und vertieft worden, aber die Grundelemente seiner Denkart, die auf der platonischen Gedankenwelt beruhten, sind die gleichen geblieben, ja in den Punkten — und es gab manche solche Punkte — in denen Kant der platonischen Weltanschauung widersprach, ist Schiller ein Widersacher Kants und ein Anhänger Platos geblieben. Eben in dieser Periode vollzog sich in Schillers Geiste auch die bewußte Verschmelzung seiner religiös-philosophischen Betrachtungsweise mit dem Christentum, wie es seinem forschenden Geist erschien. „Ich finde in der christlichen Religion“, schreibt er im Jahre 1795, „virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen im Leben erscheinen uns bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner neuen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion“.

Wie gut sich das also verstandene Christentum mit der Lehre Platos vertrug, das hatten die Jahrhunderte des Neuplatonismus, das hatte auch das Zeitalter der deutschen Mystik und das der Renaissance hinreichend bewiesen. Mit gutem Grund konnte Goethe später behaupten, daß eine „Christus-Tendenz“ in Schiller lebendig gewesen sei.

Die Ideenwelt Kants fand in Schillers Geist ein Gegengewicht in dem Einfluß Wilhelm von Humboldts, der in dieser zweiten Epoche der Schillerschen Gedankendichtung stark in die Erscheinung trat. Wilhelm von Humboldts Geist hatte die Richtung, die er im väterlichen Hause empfangen hatte, trotz der mannigfachen neuen Anregungen späterer Jahre im ganzen festgehalten und diese Richtung hatte ihn — auch Wilhelms Vater war ein eifriger und kenntnisreicher „Schotte“ — in die Ideen des Platonismus

eingeführt. Jetzt verstärkte nun Humboldts Vorliebe für Plato die ohnedies bei Schiller vorhandenen Neigungen. In keinem Gedicht treten die Spuren dieser Gedankenwelt deutlicher zu Tage als in der Dichtung, die wir unter dem Namen „Das Ideal und das Leben“ kennen.

Das „Reich der Formen“ ist die Überschrift, die Schiller in der Sammlung des Jahres 1800 dem Gedichte gegeben hatte, nachdem er im Septemberheft der „Horen“ 1795 als das „Reich der Schatten“ erschienen war. Im Gedichte selbst spricht Schiller von der „Gestalt“ ganz im Sinne des griechischen Worts „Idea“, das im Wortgebrauche Platos das von allem Stofflichen und Zufälligen geläuterte Urbild der Dinge bezeichnet, die das Auge des Geistes abgetrennt von der Wirklichkeit anschauen kann.

Plato lehrte, daß der Körper ein Grab und das irdische Leben gleichsam ein Leben im Grabe sei. Vor der Vereinigung mit dem Körper hat unsere Seele in der Welt der reinen Formen (Ideen) gelebt und nach dem irdischen Tode wird sie in diese Welt zurückkehren. Plato selbst leitet seine Vorstellungsweise aus der Schule des Orpheus her[1]) und beruft sich auf den Ausspruch des Euripides:

Wer weiß, ob das Leben nicht ein Sterben ist,
das Sterben aber Leben?

Um das, was Plato unter der „Welt der Gestalten“ (Ideen) versteht, sich einigermaßen klar zu machen, muß man seine Grundgedanken kennen. Im Anschluß an Pythagoras und die uralte Weisheit der Egypter lehrt er, daß der „allmächtige Baumeister der Welt“ das All erschaffen und gebildet hat. Dazu hat sich der ewige Bildner erschaffener und damit nicht so vollkommener Wesen bedient, als er selbst ist, unkörperlicher Kräfte, die er Gestalten oder Formen (Ideai), Pythagoras Zahlen (heilige Zahlen) oder Maße, die Stoiker Vernunftskräfte (Logoi) nennen, das sind Wesen, die die Urbilder oder Muster oder auch die Hülfskräfte des großen Baumeisters beim Weltenbau waren. Sie bilden eine eigene, eine höhere Welt, die als Gottes Werkzeuge die ewige Harmonie der Sphären schaffen und wirken. Man kennt die Umgestaltung, die diese Lehre in der Lehre von den Dämonen und den Engeln erfahren hat, die ja auch die Kirchenlehre kennt.

1) Im Kratylos und im Gorgias.

Im Anschluß an diese uralte Weisheit preist nun Schiller in dem „Reich der Formen“ die Herrlichkeit dieser höheren Welt, das Reich der Ideen und des Ideals, im Gegensatze zu der irdischen Welt und schließt mit einer Kundgebung seines Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, die einst dahin zurückkehrt, von wo sie ausgegangen ist.

Nur der Körper eignet jenen Mächten
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dunklen Leben
In des Ideales Reich.

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.

Und dann schildert er unter dem Bilde des Alciden[1]), seiner irdischen Kämpfe und seiner Aufnahme unter die Himmlischen, den irdischen Menschen und die Unsterblichkeit der Menschen-Seele und erreicht das Ziel des ganzen Gedichts:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydra und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der Unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten
Bis sein Lauf geendigt ist —

---

1) Hercules, des Alkäos Enkel.

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Schillers philosophische Gedichte gehören zu dem Herrlichsten, was der Dichter überhaupt geschaffen hat, und sie stehen in ihrer Art einzig da in der Literatur der ganzen Welt. Es gibt in keinem Schrifttum irgend eines Landes eine Gedankendichtung, in der die gleiche Vermählung der tiefsten Gedanken und der vollendetsten poetischen Form, die gleiche poetische Begeisterung einer reinen Seele und eines großen Denkers nachweisbar wäre.

Indem der große Dichter dadurch zu einem Herrscher über die Geister geworden ist, gebührt ihm keineswegs bloß der Ehrenplatz in der Geschichte der Dichtung, den man ihm gegeben hat, sondern auch einer der ersten Plätze in der Geschichte der Geistesentwickelung. Keine Denkart aber hat ein größeres Anrecht auf den Mann, als die, die er selbst als die Denkart der reinen Menschlichkeit bezeichnet hat, die Geistesrichtung der Humanität und des Humanismus, die in Plato ihren dichtenden Philosophen und in Schiller ihren philosophischen Dichter verehrt. Und so dürfen wir mit Goethe im „Epilog zur Glocke" sagen:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!



Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.